
1,60 DM / Band 180
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

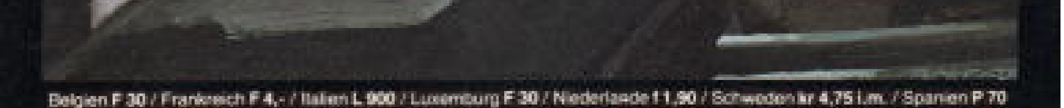
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Grabstein-Bande


Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Die Grabstein-Bande

John Sinclair Nr. 180

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 15.12.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Grabstein-Bande

Der Anwalt hielt den Hörer so hart umklammert, daß man Angst haben konnte, er würde das Plastik zerbrechen. Die feinen Haare auf seiner Haut vibrierten, das feiste Gesicht war gerötet, die Nasenflügel bebten, und das schon grau gewordene Haar hing ihm in die Stirn. Er atmete tief ein, mußte husten und fragte noch einmal: »Was haben sie da gesagt, Miß Barker?«

»Ihr Sohn Ralf ist tot!« Die Stimme klang tonlos und dünn durch den Hörer. Paul Servino mußte sich setzen. Er war fast ohnmächtig vor Entsetzen.

»Sind Sie noch dran?« vernahm er wieder die Stimme der Frau.
»Ja, reden Sie.« Während der Anwalt zuhörte, griff er automatisch zu den Zigaretten. Er öffnete den Deckel des Holzkästchens und nahm ein Stäbchen hervor. Mit dem goldenen Feuerzeug zündete er den Glimmstängel an und rauchte.
Es war zwei Uhr nachts. Der Anruf hatte ihn aus dem Schlaf gerissen, und er hockte in seinem Arbeitszimmer vor dem wuchtigen Palisanderschreibtisch. Zum Glück befand sich seine Frau nicht im Haus. Sie war schon seit über zwei Wochen in Deutschland und machte dort eine Kur.
Die Anruferin sprach lange. Sie hieß Cathy Barker und war Betreuerin einer Jugendgruppe, zu der auch die Anwaltssöhne Ralph und Gary gehört hatten.
Jetzt lebte nur noch Gary. Ralph war tot. Und der Anwalt hörte, wie es passiert war. Kein Unglück, sondern Mord. Man hatte seinen Sohn mit einem Messer umgebracht.
»Kennen Sie den Mörder?« unterbrach er die Anruferin und wunderte sich selbst, wie ruhig seine Stimme war.
»Das ist etwas kompliziert. Es ist ein Geist gewesen.«
»Was?«
»Ich muß Ihnen da etwas erklären. Wie Sie wissen..«
»Reden Sie keinen Unsinn, Miß. Ich will wissen, wer ihn umgebracht hat?«
»Ein Wesen, Sir. Ein nicht menschliches, wirklich. Das hat der Oberinspektor auch gesagt.«
»Welcher Oberinspektor?«
»John Sinclair, Sir.«
Nach dieser Antwort war Sorvino still. Er hörte sein Herz pumpen, denn der Name war ihm ein Begriff. Um sicher zu sein, erkundigte er sich noch einmal: »Wiederholen Sie den Namen, Miß Barker.«
»Oberinspektor Sinclair.«
»Aus London?«
»Ja, ich glaube, Sir. Er fährt einen Bentley und hat einen Chinesen bei sich.«
»Das ist er«, flüsterte der Anwalt. »Kennen Sie ihn, Sir?«
Auf diese Frage ging Sorvino gar nicht ein. »War er dabei, als man meinen Sohn umbrachte?«
»Nein, aber Oberinspektor Sinclair konnte es nicht verhindern, Mr. Sorvino. Er hat getan, was in seinen Kräften stand und diese beiden Mordwesen auch getötet, doch zuvor hat es drei Opfer gegeben. Ihr Sohn Ralph befand sich leider auch darunter.«
»Ja, ich weiß. Und Gary?«
»Er ist okay. Wollen Sie mal mit ihm sprechen?«
Sorvino dachte einen Augenblick nach. »All right«, sagte er dann.

»Geben Sie ihn mir.« Wenig später hörte er die dünne Stimme seines Sohnes.

»Daddy.«

»Gary, mein Junge, wie geht es dir?«

»Gut. Aber Ralphi…«

»Ich weiß, Gary. Auch mir tut es weh. Aber sei jetzt mal ein Mann, hörst du?«

»Ja, Dad.«

»Wir wollen doch alle, daß Ralphies Tod gesühnt wird. Und deshalb wirst du mir einen Gefallen tun, denn nur so kannst du dir und mir helfen.«

»Was soll ich denn tun, Dad?«

»Es geht um diesen Oberinspektor John Sinclair, Gary. Sag jetzt nichts und hör mir genau zu…«

Gary gehorchte tatsächlich, während ihm sein Vater einen Plan zurechtlegte. Er sprach etwa fünf Minuten, zuckte zusammen, als die Glut der Zigarette seine Fingerkuppen berührte und warf sie hastig in den Aschenbecher. Zum Schluß erkundigte er sich: »Hast du alles verstanden, mein Junge?«

»Ja, Dad.«

»Gut, ich bin bald bei dir. Vielleicht noch in dieser Nacht. Spätestens aber am nächsten Morgen. Und gib auf dich acht, mein Kleiner, okay?«

»Geht in Ordnung, Dad. Was ist mit Mum?«

»Ich werde sie noch anrufen. Es wird sie noch schlimmer treffen als mich, denke ich.«

»Bestimmt, Dad.«

Als Paul Sorvino den Hörer aufgelegt hatte, zeigte er eine dicke Schweißschicht dort, wo die Hand ihn umklammert hatte. Der Anwalt dachte gar nicht daran, seine Frau anzurufen. Die hätte nur durchgedreht. Für ihn war ein anderer wichtig.

John Sinclair!

Dieser Name hatte ihn elektrisiert. Sorvino wußte, wer Sinclair war, denn sein Brötchengeber, der Mafioso Logan Costello, hatte ihn eingeweiht. Costello haßte Sinclair, weil dieser am Tod seines Bruders die Schuld trug. Dieser Haß hatte sich auch auf Paul Sorvino übertragen, der erst einige Wochen für Costello arbeitete, aber schon mit allen dreckigen Geschäften seines Mandanten vertraut war. Und er gehörte auch zu den wenigen, die von Costellos Verbindung zu einem geheimnisumwitterten Mann namens Solo Morasso wußten. Sorvino hatte diesen Mann noch nie gesehen, es gab kein Foto von ihm und auch keine Aufzeichnungen, aber er mußte ungeheuer mächtig sein und noch stärkere Verbündete haben. Dieser Solo Morasso haßte John Sinclair ebenfalls, er wollte seinen Tod.

Längst hatte sich der Anwalt entschlossen. Er wollte Logan Costello anrufen, auch wenn es schon nach Mitternacht war. Der Mafioso mußte alles wissen.

Sorvino kannte die Geheimnummer des Mannes. Er tippte sie ein und wußte, daß jetzt neben Costellos Bett das Telefon klingeln würde. Es dauerte etwas, bis der Mafioso abhob, und seine Stimme klang verdammt unangenehm.

»Sorvino«, sagte der Anwalt.

»Was, zum Teufel, willst du denn, Rechtsverdreher?«

»Bist du allein?«

»Ja, dumme Frage.«

»Dann hör zu, denn ich habe dich nicht umsonst angerufen. Mein Sohn Ralph ist tot.« Er ließ seine Worte wirken, und als er keine Reaktion vernahm, fuhr er fort: »Oberinspektor Sinclair war dabei, als er umgebracht wurde.«

»Du bist verrückt, Paul.«

»Nein, völlig normal.« Sorvino begann zu reden. Es wurde ein langes Gespräch, und als er auflegte, da wartete er auf einen Rückruf seines Brötchengebers.

Sorvino stand auf, nahm seinen Bademantel und hängte ihn über. Er öffnete den Barschrank, holte eine Flasche Whisky hervor und auch ein Glas. Fast zur Hälfte schenkte er es voll. Und er trank. Er ließ das scharfe Zeug in seinen Rachen laufen, leerte das Glas bis auf den letzten Tropfen und schleuderte es dann gegen die Wand, wo es klirrend zerbrach.

Ralph war tot! Ein junger Mensch. Ihn würde niemand mehr lebendig machen können, aber die, die es zu verantworten hatten, die wollte er sich holen.

Da war ja nicht nur der verdammte Oberinspektor, sondern noch die sogenannte Aufsicht.

Mrs. Geraldine Frominghton, Billy Elting und Cathy Barker, mit der er gesprochen hatte. Im nachhinein wunderte er sich, daß sie und nicht die Frominghton ihn angerufen hatte. Zu diesem Zeitpunkt wußte er noch nicht, daß Geraldine Frominghton ebenfalls ein Opfer des geisterhaften Mordspuks geworden war.

Und Costello hatte sich bereit erklärt, etwas zu unternehmen. Fragte sich nur, was er machen wollte. Die Zeit verging ihm viel zu langsam.

Zudem begann der hastig hinuntergekippte Alkohol zu wirken, seine Gedanken zerliefen. Es fiel ihm immer schwerer, sich zu konzentrieren.

Wenn doch Costello endlich anläuten würde!

Da klingelte das Telefon. Wie die Klaue eines Geiers, so heftig schlug der Anwalt auf den Hörer und riß ihn an sich. »Ja«, meldete er sich.

»Ich bin es.«

»Hast du was erreicht?«

»Reiß dich zusammen, Paul. Wir werden die Sache schon schaukeln, darauf kannst du dich verlassen. Ich habe inzwischen eine bestimmte Nummer angerufen, bekam jedoch nicht die Verbindung, die ich haben wollte. Solo Morasso hält sich nicht dort auf, wo ich ihn vermutete. Aber er ist nicht allein, ich sprach mit Marvin Mondo und habe ihm den Fall erklärt. Es sieht so aus: Sollte es irgendeine Chance für uns geben, diesem Sinclair an die Wäsche zu gehen, dann müssen wir sie auf jeden Fall wahrnehmen. Mondo war sofort dafür. Er will sich selbst um den Fall kümmern und hat auch schon einen Plan entwickelt.«

»Welchen?«

»Darin werde ich dich nicht einweihen, aber dein Junge muß mitspielen. Du bleibst in London und hältst dich zurück. Marvin Mondo wird die Sache schon allein schaukeln, das heißt, nicht allein. Er bringt noch einen Helfer mit.«

»Wieso nur einen? Ich denke, Sinclair ist so stark.«

Da lachte Costello. »Sicher ist er stark, aber dieser Helfer ist es ebenfalls. Er lechzt sozusagen nach Blut, und wenn der Plan klappt, wird es in Faversham, so heißt der Ort in der Nähe, eine reine Hölle geben.«

»Verdammt, Logan, sag mir den Namen. Wen will dieser komische Mondo mitbringen?«

»Du bist mir zu aufgeregt, Paul. Aber ich kann dich verstehen, du hast an deinem Sohn gehangen. Der Name lautet«, und jetzt legte Costello eine Kunstpause ein, bevor er ihn so aussprach, daß jede Silbe fast auf der Zunge verging.

»Vampiro-del-mar!«

***

In der Halle standen drei Särge!

Sie wirkten wie Mahnmale der Toten an die Lebenden, wobei sie einen makabren Anblick boten. Die Särge bestanden nicht aus Holz, sondern aus grauem Kunststoff, Plastik. Sie waren auch flacher als die normalen, und sie wurden nur von der Polizei verwendet, um Mordopfer abzutransportieren.

Drei Menschen waren ums Leben gekommen. Drei Särge standen in der großen Schloßhalle.

Ich schritt sie der Reihe nach ab. Vor dem ersten blieb ich stehen. Die aufgehende Morgensonne schien durch die Fenster und malte einen langen Streifen auf den Boden. Sie übergoß auch die Hälfte der Totenkisten mit ihrem Licht.

Vor dem ersten Sarg blieb ich stehen. Ich wußte, wer hier lag. Mrs. Geraldine Frominghton, eine Frau, die sich als Leiterin einer

Jugendgruppe sehr eingesetzt hatte, obwohl sie als schrullig und verschroben galt. Im Augenblick höchster Gefahr hatte sie Mut bewiesen, doch gegen ein Messer aus dem Hinterhalt war auch sie machtlos gewesen. Ihr Tod war ebenso sinnlos wie der der beiden anderen.

Ein Schritt nur trennte mich von dem zweiten Sarg. Harvey Ollik hieß der Mann, der darin lag. Ich hatte ihn nur kurz gesehen. Er war der Hausmeister und Mädchen für alles im Schloß gewesen. Auch ihn hatte das Messer umgebracht. Ich hatte ihn mitten auf dem Tisch liegend gefunden, inmitten zahlreicher Scherben, denn als er das Abendbrot vorbereitete, hatte es ihn erwischt.

Verflucht auch.

Der letzte Sarg, vor dem ich stehenblieb, beherbergte einen fünfzehnjährigen Jungen. Das war besonders schlimm. Der Junge hieß Gary Sorvino, und er war der Sohn eines bekannten Rechtsanwaltes, der für die Londoner Unterwelt arbeitete, insbesondere für einen Mann.

Logan Costello. Er war ein Feind von mir, und man sagte ihm glänzende Verbindungen zu Solo Morasso, dem Mann, der auch Dr. Tod genannt wurde, nach. Ob er diese Verbindung spielen lassen würde, wenn er vom Tod des Jungen hörte, war fraglich. Da mußte man erst einmal abwarten. Ich glaube jedoch, daß er so hart reagieren würde, denn ein komisches Gefühl wollte bei mir einfach nicht weichen.

Ralph Sorvino.

Ich kannte ihn. Er hatte etwas gegen die Polizei gehabt und mich als einen Bullen beschimpft. Das taten viele Jugendliche, deshalb brauchten sie nicht schlecht zu sein. Bei Ralph war es zumindest so, daß er sich als der King fühlte. Er wollte andere dirigieren und auch über sie befehlen.

Nun war er tot. Ebenfalls umgekommen durch einen Messerwurf. Die in der Burg hausenden Wesen hatten keine Gnade gekannt. Es war zu einer magischen Entladung gekommen, als die Magie des Dschinn diese Burg hier gestreift hatte.

Die Mordkommission war eingetroffen. Die aus Faversham, der kleinen Stadt, in der das Museum abgebrannt war. Dort hatte es angebliche Hinweise auf den Dschinn gegeben, nur waren wir eben zu spät gekommen.

Männer in grauen Kitteln betraten das Schloß. Sie sahen mich vor den Särgen stehen und warteten ab..

Ich sprach sie an. »Wollen Sie die Särge abholen?«

»Ja, Sir.«

»Gut, ich habe nichts dagegen. Nehmen Sie sie mit.«

Sie hoben zuerst den Sarg hoch, in dem der Junge lag. Ich schaute

ihnen nach. Speiübel war mir zumute. Noch immer hatte ich den Blutgeruch in der Nase. Aus dem Ort wollte man mir Kleidung besorgen.

Sukos Größen hatte ich gleich mitangegeben. Unsere Anzüge konnte man wegwerfen, wir waren wirklich mit Blut übergossen worden, die Kleidungsstücke waren wirklich nicht mehr zu reinigen.

Den Blutgeruch hatte ich noch immer in der Nase, obwohl ich mich in einer kurzen Pause von oben bis unten geduscht hatte. Auch ein Nickerchen hatte ich machen können. Kaum länger als eine Stunde.

Suko allerdings schlief. Mein Freund hatte es verdient, denn er war verletzt worden. Die Wunde befand sich am Kopf. Suko war von einem Sturm, den der grüne Dschinn entfacht hatte, gepackt und gegen einen Baum geschmettert worden. Diesen Aufprall hatte selbst sein Eisenschädel nicht ausgehalten.

Ich fühlte mich wie zerschlagen, ging durch die Halle und ließ mich in einen Sessel fallen. Soeben brachten die Männer den letzten Sarg nach draußen.

Ich griff zu den Zigaretten. Zwei Stäbchen steckten noch in der Packung.

Dann roch ich etwas.

Kaffeeduft. Himmel, es gab Kaffee. Und schon sah ich Ingrid, die dralle Person mit den Zöpfen. Ingrid arbeitete in der Küche. Sie trug ein Tablett. Darauf standen eine Kanne und mehrere Tassen. Ingrid hatte verweinte Augen, ihr Gesicht zeigte rote Flecken auf einer blassen Haut.

Sie hatte sehr an Ollik gehangen, das wußte ich inzwischen, es war verständlich, wenn sie trauerte.

Vor mir blieb sie stehen. »Möchten Sie eine Tasse?« fragte sie.

»Ein Königreich würde ich Ihnen dafür geben.«

Sie lächelte schmal und schenkte ein. Ich nahm ihr die Tasse aus der Hand, probierte und nickte anerkennend. »Gut«, lobte ich, »ausgezeichnet, meine Liebe.«

»Danke.«

»Bringen Sie den anderen auch etwas, sie haben es sich verdient.«

»Natürlich, Sir.«

Ich schaute ihr nach, wie sie durch die Halle ging. Das Schicksal hatte die Menschen hier schwer getroffen. Abermals hatten Wesen, deren Existenz man kaum begreifen konnte, hart zugeschlagen. Dabei nahmen sie keinerlei Rücksicht, wen sie mit ihren grausamen Taten trafen. Ralph Sorvino war das beste Beispiel.

Ich war nur gespannt, wie sein Vater reagieren würde. Er wußte bereits Bescheid. Allerdings wunderte es mich ein wenig, daß er den Weg noch nicht hierher gefunden hatte. Die Kinder und Jugendlichen waren in den nächsten Ort, nach Faversham, gebracht worden. Im

Laufe des Tages sollten sie von ihren Eltern abgeholt werden.

Ich zündete mir die Zigarette an. Während ich trank und rauchte, dachte ich darüber nach, was wir als nächstes unternehmen wollten. Ich mußte wieder zurück nach London. Zuvor jedoch wollte ich nach Faversham fahren, um mich dort einmal umzuschauen. Einige zu führende Gespräche brannten mir auf der Seele.

Den Chef der Mordkommission hatte ich zwar ins Vertrauen gezogen, doch ich konnte ihm nicht begreiflich machen, wer die Mörder waren. Er war in seinem Leben bisher mit diesen Dingen noch nicht konfrontiert worden.

Ich warf die Zigarettenkippe in einen Kamin. In der Halle war es kühl, ich fror ein wenig. Aufgeräumt hatte man noch nicht. Mein Blick fiel in den Rittersaal, wo noch immer die Scherben lagen.

Suko lag oben. Er hatte sich wieder hingelegt, seine Verletzung war zu schwer. Er hätte eigentlich nicht aufstehen sollen. Ich ging zu ihm.

Allein schritt ich durch den Gang, wo auch das Zimmer lag. Die große Gefahr war gebannt, es würde wohl kaum mehr Blut aus den Wänden quellen.

Ich rechnete damit, Suko im Bett liegen zu sehen. Als ich das Zimmer betrat, hatte er sich hingesetzt. Das Pflaster wirkte auf seinem Kopf wie ein Fremdkörper.

»Ich dachte, du schläfst«, sagte ich. »Nein, ich konnte nicht mehr.«

»Und?«

»Es geht so einigermaßen.«

»Ich habe übrigens neue Kleidung bestellt.«

»Danke.«

Neben Suko nahm ich Platz. Beide waren wir deprimiert. Irgendwie hatte die Stimmung zwischen uns einen Tiefpunkt erreicht. Das hatte nichts mit persönlichen Gefühlen zu tun, es war nun einmal so. Beide hatten wir eine regelrechte Horror-Nacht hinter uns. Suko noch schlimmer als ich.

»Wann fahren wir nach Faversham?« fragte der Chinese.

»Meinetwegen sofort.«

Suko nickte. »Ja, mich hält hier auch nichts mehr.« Dann verzog er das Gesicht.

»Zu schnell bewegt, wie?«

»Genau.«

»Willst du in ein Krankenhaus?«

»Nein. Ich werde mich in London noch verarzten lassen. Lange bleiben wir ja nicht.«

»Klar.«

»Und Sorvino?« fragte er.

»Das ist der große Unbekannte in meiner Rechnung«, gab ich zu. »Er wird reagieren, denn wenn sein Brötchengeber mir die Schuld am

Tode seines Bruders gibt, wird er mir die Schuld am Tod seines Sohnes in die Schuhe schieben.«

»Du konntest nichts machen, John.«

»Sag ihm das mal. Ob er's glaubt?«

»Kaum.«

»Eben.«

»Meinst du, wegen Ralph mobilisiert der alte Sorvino die Mordliga?«

»Wir müssen mit allem rechnen, auch mit normalen, gedungenen Killern. Da bin ich fast sicher.«

»Man sollte ihn überwachen lassen.«

»Es wird nichts bringen. Sorvino und Costello sind schlau. Denen kannst du nicht an die Wäsche.«

»Möglich.« Suko erhob sich. Er stemmte beide Hände auf die Bettkante und drückte sich in die Höhe. »Manchmal habe ich das Gefühl, ohne Kopf herumzulaufen«, sagte er, »dann wieder denke ich, er würde zerspringen, der gute.«

»Du wirst es überleben.«

»Hoffentlich.«

Ich begleitete Suko nach unten in die Halle. Dort schauten wir uns um.

»Mein Gott, wie es hier einmal ausgesehen hat«, murmelte der Chinese. »Schrecklich.«

Draußen hielt ein Wagen. Ich war rasch an der Tür und sah, daß ein Mann mit schlohweißen Haaren ausstieg. Ein weiterer blieb in dem Rolls sitzen, vielleicht der Chauffeur.

Der Neuankömmling schaute sich um und stützte sich schwer auf einen Stock. Der Wind zerzauste das Haar. Auf der Treppe trafen der Mann und ich zusammen.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?« sprach er mich an. Seine Stimme klang wie die eines Schauspielers. Volltönend und irgendwie respekteinflößend.

»Mein Name ist John Sinclair.« Ich fügte auch noch meinen Beruf hinzu.

»Scotland Yard, das ist gut. Kommen Sie, wir gehen hinein. Ich bin Sir Matthew Bingham. Mir hat das Schloß gehört, vielmehr es gehört mir immer noch.«

»Dann wissen Sie, was passiert ist?« fragte ich.

»Natürlich, sonst wäre ich nicht gekommen.« Er ging an mir vorbei.

Die Stockspitze war mit einer Stahlkappe umwickelt. Sie hackte jedesmal metallen auf, wenn sie gegen einen Stein stieß.

In der Halle machte ich ihn mit Suko bekannt. Der Schloßbesitzer schaute sich um. »Ja,« meinte er nach einer Weile. »Ich habe sie immer gewarnt, aber sie wollten nicht hören.«

»Wovor gewarnt?«

»Vor dem Fluch, der in diesem Gemäuer haust. Wirklich, er lauert zwischen den Steinen. Das Schloß ist mit dem Blut Unschuldiger erbaut worden, irgendwann einmal mußte dieser Fluch frei werden. Nun ist es geschehen.«

»Wissen Sie mehr?«

»Kaum. Einer meiner Vorfahren hat hier gewütet. Und er hat das Schloß im wahrsten Sinne des Wortes mit dem Blut seiner Gegner gebaut, indem er jeden Stein damit tränkte. Er war ein grausamer Despot, mein Ahnherr.«

»Das haben wir gesehen«, sagte ich. »Das Blut stürzte aus den Wänden, es erschienen zwei Gestalten, die sich als mordende Geister entpuppten. Es war schlimm, wir hatten drei Tote.«

»Seien Sie froh.«

»Worüber?«

»Daß es nicht mehr geworden sind.« Der alte Mann schaute mich an. Seine Augen blickten klar und ernst. »Wirklich, Oberinspektor, es hätte schlimmer sein können.«

»Und was werden Sie jetzt machen?« wollte ich wissen.

»Vielleicht reiße ich die Mauern ab. Hier kann doch keiner leben. Das ist ein schlimmer Fluch, er wird immer existieren, er ist nicht ausgelöscht, verlassen Sie sich darauf. Wahrscheinlich zieht er etwas nach sich, nein, das Blutschloß hat kein Recht, zu existieren. Es soll keine Menschen mehr ins Unglück reißen. Ich will es nicht.«

Möglicherweise war es wirklich das beste, wenn das Schloß abgerissen wurde. Aber das war Sache des Besitzers.

»Haben Sie mit dem Spuk aufgeräumt?« fragte er mich.

»Ja, Sir.«

»Meine Hochachtung. Nicht jeder wird mit einem Geist fertig.« Er fragte nicht nach dem Grund, darüber war ich froh.

»Gibt es sonst noch etwas, das ich für Sie tun könnte?« erkundigte ich mich.

»Nein, Sie haben ihre Pflicht getan. Ich werde heute noch den Abriß in die Wege leiten.«

»Dann darf ich mich verabschieden, Sir.«

Er nickte und reichte mir seine kalte Hand. Ich nahm Suko mit.

Draußen atmete der Chinese die frische Luft ein. Auf dem Dach des Wagens lag noch der Tau. Das Blech wirkte, als hätte man es mit hellen Perlen übergossen.

Ich schloß auf und ließ erst Suko einsteigen. Das Wetter besserte sich. Die Sonne stand hoch am Himmel, ein gelber Ball, der zu explodieren schien.

Ich nahm hinter dem Lenkrad Platz. Ein paar Sekunden wartete ich noch. Dann drehte ich den Schlüssel. Der Wagen sprang willig an. Ich wendete und verließ den Schloßhof.

Als ich einen Blick in den Rückspiegel warf, sah ich den Besitzer des Schlosses am Ende der Treppe stehen. Stocksteif stand er da und rührte sich nicht.
Mir kam er vor wie ein Relikt aus dem letzten Jahrhundert.

***

Am Nordrand von Faversham stand ein gewaltiger Rundbau, der noch aus dem letzten Jahrhundert stammte und von den Bewohnern nur die Killerkugel genannt wurde.
Killerkugel deshalb, weil der Rundbau auch das Provinzgefängnis war.
Oder besser gesagt, Zuchthaus. Hier wurden Mörder, Totschläger und Räuber oft lebenslang eingesperrt. Die Kugel war ein Hort der Gewalt, nicht der Buße, denn untereinander kannten die Häftlinge keine Gnade.
Sie malträtierten sich gegenseitig, es hatte Morde gegeben, und Gewaltakte waren an der Tagesordnung. Die Beamten standen dem Phänomen oft machtlos gegenüber, sie waren bei solchen Gefangenen überfordert.
Dem Rundbau war an der Westseite auch ein Untersuchungsgefängnis angegliedert. In den Polizeirevieren selbst war kein Platz, und ein Gerichtsgebäude befand sich im Bau. Es wurde wohl nie fertig, denn der Staat hatte wenig Geld. Deshalb blieb den Verantwortlichen nichts anderes übrig, als Untersuchungsgefängnis und Zuchthaus zusammenzulegen und dennoch streng voneinander zu trennen.
Es war unmöglich, vom Zuchthaus her in das Untersuchungsgefängnis zu gelangen, die Sicherheitsvorkehrungen waren perfekt.
Momentan befanden sich nur zwei Häftlinge in den Zellen. Es waren die Gebrüder Cornetti. Bekannt geworden waren sie unter dem Begriff Grabstein-Bande. Sie galten als Erpresser und Kidnapper, waren aus den Staaten geflohen und in England durch einige spektakuläre Entführungsfälle aufgefallen. Sie holten sich die Kinder reicher Eltern, verlangten Lösegeld und hatten eine spezielle Art der Übergabe ausgeklügelt. Die Eltern mußten das Geld auf Friedhöfen hinterlegen.
Und zwar suchten sich die Cornettis bestimmte Grabsteine aus, wo dann die Tüten oder Koffer mit dem Lösegeld lagen.
Deshalb hatten sie auch den Namen der Grabstein-Bande bekommen.
Viermal ging es gut.
Beim fünften Fall wurden sie geschnappt. Zwei Wochen war es her.
Sie hatten sich den Friedhof von Faversham ausgewählt, aber nicht damit gerechnet, daß die Eltern der entführten Kinder die Polizei alarmierten. Denn sie konnten und wollten nicht zahlen. Die Cornettis

hatten sich nämlich die Tochter eines verarmten Adeligen ausgesucht.
Bei den Leuten war nichts zu holen gewesen.

Der zuständige Einsatzleiter konnte sich selbst auf die Schulter klopfen. Ihm war es tatsächlich gelungen, das Gelände so abzusperren, daß die Cornettis nichts merkten, und sie liefen auch voll in die Falle.

Sogar im Grab hatten sich die Polizisten versteckt, sie lauerten auch in den Bäumen, und die Cornettis gaben ohne Widerstand auf, als sie sich von mindestens 20 Beamten umzingelt sahen. Lebensmüde waren sie nicht.

Das entführte Mädchen wurde gefunden. Es lag im Kofferraum des Cornetti Wagens.

Aber mit der Verhaftung der Brüder war der Fall längst nicht abgeschlossen. Ein Papierkrieg und Kompetenzstreit begann. Die Engländer hatten Interesse an den Brüdern, weil sie auf der Insel Straftaten begangen hatten, die Amerikaner ebenfalls, denn die Verbrechen der Cornettis in den Staaten waren ebenfalls noch nicht verjährt. Es wurden Briefe geschrieben, da stritten sich Behörden, und es war ein großes Durcheinander. Zu einer Einigung war es noch nicht gekommen. Davon profitierten die Killer und Entführer, denn sie hockten im Untersuchungsgefängnis und genossen laut Gesetz einige Privilegien. Sie durften lesen, bekamen anderes Essen und wurden besser behandelt, obwohl sie wirklich brutale Mörder waren.

Den ganzen Papierkram zu bearbeiten, hatte Inspektor Durnham. Er war für das Untersuchungsgefängnis verantwortlich. Seinen Dienst hatte er sich früher immer anders vorgestellt, doch man hatte ihm von höherer Stelle aus den Posten zugeteilt, und so mußte er Schreibtischarbeit leisten.

An diesem Morgen bahnte sich etwas an.

Dabei begann alles sehr harmlos. Der Brief eines Londoner Gerichts fiel ihm in die Hände. Die andere Post schob Durnham zur Seite und las erst einmal das Schreiben.

Die Kollegen aus London teilten ihm klipp und klar mit, daß die Cornetti-Brüder in die Millionenstadt überführt werden sollten. Und zwar unverzüglich. Noch am heutigen Tag sollte der Transport stattfinden.

Als Durnham den Brief gelesen hatte, lehnte er sich erst einmal auf seinem Stuhl zurück und zündete sich die Pfeife an. Ein paar Tabakskrümel fielen in seinen Bart. Da er dieselbe Farbe wie der Tabak hatte, fiel es gar nicht auf.

Durnham dachte nach. Er hatte an sich froh sein können, die beiden loszuwerden, aber heute paßte ihm das nicht. Er fühlte sich irgendwie kaputt, die Nachwirkungen einer heißen Geburtstagsfeier steckten noch, in seinen Knochen.

Er las den Brief noch einmal und rief seinen Stellvertreter Sergeant

Okura herein.

Der Sergeant war ein Mischling. Sein Vater stammte aus der Karibik, deshalb auch der Name. Der Mann war breit gebaut, hatte früher mal gerungen und wurde auch mit den größten Krakeelern fertig. Die Uniform mußte ihm maßgeschneidert werden, für einen Schrank wie ihn gab es keine Kleidung.

»Lesen Sie«, sagte Durnham und reichte Okura das Schreiben. Der Sergeant ließ die Hand sinken.

»Und?« fragte Durnham.

»Ist doch gut. Auf diese Art und Weise werden sie die Cornettis bequem los.«

»Was für uns Arbeit bedeutet.«

»Die nehme ich gern auf mich. Ich kann die Kerle nicht mehr sehen. Dieses widerliche Grinsen, sie geben an, als wären sie die Kings hier.«

»Wollen Sie den Transport begleiten?« fragte Durnham.

»Sicher.«

»Dann bereiten Sie alles vor. Und noch etwas. Bevor Sie fahren, schaue ich mir die Cornettis an.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

»Wen nehmen Sie mit?«

Okura war schon an der Tür, als er sich noch einmal umdrehte.

»Vielleicht Kollowski«

»Ja, der ist gut.«

Der Sergeant verschwand.

Durnham nickte und zündete sich seine Pfeife erneut an. Okura hatte ihm einen guten Vorschlag unterbreitet, denn Kollowski war ein ausgezeichneter Mann. Er und der dunkelhäutige Kollege verstanden sich blind. Die beiden würden sogar als Aufpasser ausreichen, zudem hockten die Cornettis in einem ausbruchsicheren Wagen, da war noch nie etwas passiert.

Durnham ging die andere Post durch. Es war nichts Aufregendes dabei, meist Schreiben von Anwalten. Der Inspektor gähnte. Verflucht, die letzte Nacht war doch zu lange gewesen. Nur gut, daß ich nicht zu den Leuten gehört hatte, die zum Schloß gerufen worden waren. Dort hatte es drei Morde gegeben. Angeblich war es da nicht mit rechten Dingen zugegangen, aber das aufzuklären, war nicht sein Job. Er hatte mit den Gefangenen Ärger genug.

Die beiden Männer betraten das Büro. Kollowski, der Mann mit den strohblonden Haaren und dem Gesicht eines Nußknackers, meldete sich vorschriftsmäßig. Er war der Typ Spieß, der am liebsten schrie. Aufrecht, gerade, eckig. Sein Großvater stammte aus Polen, deshalb auch der Name Kollowski.

Durnham sprach ihn an. »Sie haben sicherlich gehört, um was es geht, Sergeant.«

»Klar, Sir, wir sollen die Cornettis nach London schaffen.«
»Genau.« Durnham hob den Blick. »Trauen Sie sich diese Aufgabe zu.« Er sah, daß Kollowski eine Antwort geben wollte und redete schnell weiter. »überlegen Sie es sich genau, die Cornettis sind keine Chorknaben. Die haben eine harte Schule in den Staaten genossen und auch bei uns bewiesen, wie gefährlich sie sind. Deshalb frage ich Sie offiziell. Wollen Sie beide allein die Aufgabe übernehmen, oder brauchen Sie noch Hilfe?«
Kollowski und Okura warfen sich einen Blick zu. Beide Männer grinsten. Das sagte an sich genug. Kollowski festigte den Entschluß mit Worten: »Sir, wir beide übernehmen die Aufgabe. Die Cornettis waren gefährlich, jetzt sind Sie es nicht mehr.«
Inspektor Durnham nickte. »Das wollte ich von Ihnen hören.« Dann lächelte er. »Ihr seid schließlich meine besten Leute, hoffentlich passiert nichts während eurer Abwesenheit.«
»Heute Abend sind wir ja zurück«, erwiderte Kollowski.
»All right, dann läßt uns jetzt gehen. Ich will mich ja noch von meinen besonderen Freunden verabschieden.«
Okura hielt seinem Vorgesetzten die Tür auf. Der Inspektor ging vor und schlug den Weg nach rechts ein. Hinter den Büroräumen lagen sofort die Zellen.
Der Inspektor mußte eine Stahltür aufschließen und befand sich in der Welt der dicken, grün gestrichenen Mauern, der Gänge, Zellen und Gitter.
Man hatte die Cornetti-Brüder nicht zusammengelegt. Der eine, Franco Cornetti, befand sich vorn im Zellentrakt, sein Bruder weit hinten.
Der Inspektor schaute erst durch das Guckloch, bevor er aufschließen ließ. Das übernahm Kollowski.
Franco Cornetti hockte auf dem Bett, rauchte und las in einer Zeitung.
Er trug eine getönte Brille. Seine Haut zeigte den dunklen Teint des Südländers und spannte sich straff über die Gesichtsknochen. Eckig sprang das Kinn hervor, die Nase war gerade, ihr Rücken schmal. Dünn wirkte der Mund.
»Was wollen Sie?« fragte er. Seine Stimme klang flach, irgendwie tonlos.
»Sie werden nach London überführt«, erklärte Durnham.
»Und was soll ich da?«
»Auf die Verhandlung warten.« Franco Cornetti hob die Schultern.
»Meinetwegen. Mir ist das egal.«
Das schien es ihm wirklich zu sein. Er drückte seine Zigarette aus und erhob sich.
»Stopp«, sagte Durnham und wandte sich an Okura. »Die

Handschellen, bitte.«

»Meine Güte, macht ihr es spannend. Aber meinen Mantel darf ich mir doch anziehen?«

»Ja.«

In der Zelle stand ein schmaler Spind. Er war ebenso grün gestrichen wie die Gangwände draußen. Im Spind hing nur ein Mantel. Er war aus grauem Tuch und besaß einen schwarzen Samtkragen.

Kollowski und Okura behielten den Mann im Auge, als er sich das Kleidungsstück überstreifte. Die beiden standen auf dem Sprung, und ein hartes Grinsen kerbte Cornettis Lippen. »Ihr habt wohl Schiß, wie?« höhnte er.

»Halten Sie den Mund?« fuhr Durnham ihn an.

Cornetti schloß den Mantel und streckte seine Arme aus. »Los, kommt mit eurem Schmuck, ich kenne das Spiel.«

Okura verpaßte dem Killer eine stählerne Acht. Er riß ihm dabei die Arme auf den Rücken und ging nicht sanft mit dem Mann um. Okura haßte Leute wie Cornetti, die mit der Angst besorgter Eltern ein Vermögen scheffeln wollten.

»Ab!« sagte Durnham.

Die beiden Sergeants stießen den Verbrecher aus der Zelle und in den Gang. Cornetti fiel gegen die Wand.

»He«, protestierte er, »geht mal ein bißchen sanfter mit mir um, ihr Scheißkerle.«

Kollowski hob schon die rechte Faust.

»Laß es«, sagte Durnham. Der Inspektor drückte sich an den Männern vorbei und lief den Gang durch, bevor er an der letzten Zelle stehenblieb.

Hier war Jason Cornetti untergebracht.

»Bruderherz!« rief der andere. »Sie holen dich jetzt.«

»Meinetwegen.«

Man hörte das Quietschen einer Matratze. Als aufgeschlossen war, sahen die Männer Jason Cornetti in der Zelle stehen. Er lehnte lässig am Spind.

Die Brüder sahen sich ähnlich. Jason hatte das gleiche Gesicht wie sein Bruder. Das Haar war ebenfalls dunkel, die harten Lippen zeigten einen spöttischen Zug.

»Betriebsausflug?« fragte er, als Okura auf ihn zukam.

»So ähnlich, Jason. Aber einer ohne Tanz und Sauferei. In London wartet schon ein tolles Lokal auf euch. Die Kellner dort sind wild darauf, euch zu empfangen. Pack deinen Plunder!«

»Eile mit Weile.« Jason Cornetti drehte sich gemächlich um und öffnete den Spind. Auch er holte einen Mantel hervor. Ein Trenchcoat mit breiten Schulterklappen.

Gelassen streifte er ihn über. Und ebenso langsam knöpfte er ihn zu.

Dann holte er noch zwei Hüte aus dem Schrank. »Der eine gehört meinem Bruder.« Seinen eigenen setzte er sich auf und bog die Krempe nach unten.

Franco bekam den zweiten Hut über den Kopf gestülpt. Das machte Kollowski.

Als er fertig war, hatte Okura dem anderen bereits Handschellen angelegt. Wie auch bei Franco waren Jason die Arme ebenfalls auf den Rücken gedreht worden.

»Jetzt geht die Post ab«, sagte Kollowski. Sie hatten schon alles vorbereitet. Der ausbruchsichere Transportwagen stand im Hof. Vom Trankt des Untersuchungsgefängnisses aus existierte eine direkte Verbindung.

Inspektor Durnham schloß die Tür auf. Drei Schritte brauchten die beiden Cornettis nur zu gehen, dann hatten sie den Wagen erreicht und konnten einsteigen.

Beide Türhälften standen offen. Die Ladefläche bestand praktisch aus einem dunkelgrünen Stahlkasten, der oben Luftschlitze aufwies, durch die ein wenig Helligkeit schimmerte. Die Holzbänke waren im Boden verankert und standen sich gegenüber.

Franco mußte auf der rechten Platz nehmen, Jason auf der linken. Als sie saßen, lösten Kollowski und Okura ihnen jeweils die rechten Stahlringe, hoben die Arme hoch und schlossen sie beide an ein unter den Lüftungsschlitzen entlanglaufendes, grün gestrichenes Stahlrohr an.

Das konnte nicht einmal Herkules abreißen.

»Ihr habt doch Schiß, wie?« erkundigte sich Franco höhnisch.

»Nein«, erwiderte Durnham kalt. »Wir wollen nur sicher sein, daß ihr auch in London ankommt, ohne daß euch etwas passiert. Schließlich seid ihr wertvolle Vögel.«

»Oh, danke, aber darauf können wir verzichten, Meister.«

Der Inspektor gab keine Antwort. Er trat zur Seite, weil die beiden Sergeants aus dem Wagen sprangen. Kollowski rammte die Türhälften zu und verriegelte sie von außen. Drei Sicherheitsschlösser gab es zusätzlich.

Inspektor Durnham war zufrieden. Sergeant Okura bekam das Begleitschreiben an die zuständigen Behörden.

»Am Abend sind wir wieder zurück«, sagte er, als er die Papiere einsteckte.

»Das hoffe ich auch. Und seht zu, daß ihr die Vögel so schnell wie möglich abliefert. Eine Pause könnt ihr in London machen.«

Kollowski grinste. »Ich kenne da eine Peep Show, die ist ‘ne Wucht. Da sind Puppen, sage ich dir…«

»Hör auf«, meinte Okura grinsend, »sonst will der Inspektor noch mit.«

»Ich bin heute zu müde.« Durnham sah zu, wie die beiden Männer in das Führerhaus kletterten und starteten. Der Wagen vibrierte, als der Motor angelassen wurde.

Dann rollte er langsam auf das Stahltor zu. Es war die einzige Unterbrechung im eintönigen Grau der Mauer.

Inspektor Durnham schaute dem Wagen so lange nach, bis er nicht mehr zu sehen war. Dann ging er wieder zurück in sein Büro. Es war seltsam, wie er sich selbst eingestehen mußte. Zahlreiche Fahrten hatte er bereits abgesegnet. Da waren jede Menge Mörder abtransportiert worden, aber noch nie hatte er so ein dummes Gefühl gehabt wie heute.

In seinem Büro nahm er sich das Schreiben noch einmal vor.

Es war echt, daran gab es keinen Zweifel. Der Richter hatte unterschrieben, ein Staatsanwalt, den der Inspektor sogar namentlich kannte. Und ein dritter hatte noch seinen Namenszug unter den Text gesetzt. Er war schwer zu lesen, Durnham brauchte eine Weile, bis er die Schrift entziffern konnte.

Endlich las er den Namen. Er murmelte ihn sogar vor sich hin. »Paul Sorvino, Anwalt…«

***

Die Strecke nach Faversham kannten wir. Wir passierten auch die Stelle, wo uns der grüne Dschinn angegriffen und Suko durch seine ungeheuren Kräfte aus dem Bentley gezerrt hatte.

Als der Chinese den Baum sah, mit dem er kollidiert war, schüttelte er den Kopf. Er verzog sofort wieder das Gesicht, weil Schmerzen ihn plagten.

Ich lachte. »Am besten ist es, du gräbst den Baum aus und stellst ihn irgendwohin, wo du ihn immer siehst. Als Erinnerung daran, daß sein Holz stärker gewesen ist als das in deinem Kopf.«

Suko konterte. »Wenn man nur Stroh im Schädel hat wie du, dann fallen einem solche Vergleiche ein.« Er deutete auf mein blondes Haar. »Es wächst dir ja schon aus dem Schädel.«

»Ja, ich muß auch wieder zum Friseur. Der kann dann Erntedankfest feiern.«

Es tat gut, mal wieder richtig dumm daherzureden. Die Spannung war von uns abgefallen. Ich wollte in Faversham nur noch nach den Kindern schauen und auch noch kurz mit den Betreuern sprechen. Gary Sorvino interessierte mich ebenfalls. Sicherlich hatte er schon mit seinem Vater gesprochen, vielleicht konnte er von ihm erfahren, wie der Anwalt reagieren würde.

Es war eine friedliche Gegend, durch die wir kutschierten. Das Blutschloß blieb hinter uns zurück, doch die Erinnerung würde so schnell nicht weichen, davon war ich überzeugt. Dabei ahnte ich

nicht, daß der Fall bereits in ein anderes, heißes Stadium getreten war. Beendet war er noch nicht.

Seltsamerweise dachte ich immer an die Mordliga. Sie kam mir einfach in den Sinn, weil eben die Sorvino-Kinder eine Rolle gespielt hatten. Ich wollte nicht glauben, daß der Anwalt seine Hände in den Schoß legte und nichts tat. Der hatte bestimmt Logan Costello benachrichtigt, und dessen Verbindungen reichten weit. Sie waren bekannt und gefürchtet.

Andererseits trieb sich Solo Morasso, alias Dr. Tod, in New York herum. Das hatten wir vor kurzem erfahren, und ich hatte auch gehofft, daß damit die Mordliga stillgelegt wäre, wenn sich ihr Chef nicht in der Nähe befand. Weit gefehlt. Das Abenteuer mit Lupina hatte mir genau das Gegenteil bewiesen. Auch alle ihren Anführer machten die Mitglieder Furore.

Dr. Tod war auf der Suche nach Xorron, dem Herrn der Zombies, Ghouls und Untoten. Ich hatte eigentlich vorgehabt, eine Warnung nach New York zu schicken, doch die zuständigen Behörden hätten mir wohl kaum ein Wort geglaubt und mich unter Umständen als Opfer der Zombie-Welle in den Kinos angesehen.

»Worüber denkst du nach?« fragte Suko.

»Mordliga.«

»Oje, da kommst du zu keinem Abschluß.«

»Leider. Wenn ich nur wüßte, wo dieser verdammte Solo Morasso sein Versteck gefunden hat! Es muß irgendwo auf der Erde ein Loch geben, in das er gekrochen ist.«

»Wir hätten Lupina nicht laufenlassen sollen«, meinte Suko.

»Das stimmt, dann wüßten wir vielleicht mehr.« Ich lenkte den Bentley in eine weit geschwungene Kurve. Pappeln standen am Straßenrand. Im Licht der Sonne sahen ihre Blätter seltsam hell aus. Als wir den Scheitelpunkt erreichten, sahen wir das grüne Ungetüm, das uns auf der anderen Straßenseite entgegenkam.

Ich fuhr noch schärfer links heran. Der andere Wagen schaukelte etwas über den schlechten Straßenbelag, und ich identifizierte ihn als einen Gefangenentransporter.

»Großer Umzug«, sagte Suko. Er schaute aus dem Fenster, als uns der Wagen passierte. »Da kommt kaum einer raus.«

»Ist auch Sinn der Sache.« Ich vergaß den Transporter schnell, denn vor uns sah ich bereits die ersten Häuser des Ortes. Eine Tankstelle, ein Supermarkt, Straßen, die abzweigten und in Siedlungen führten. Ein bekanntes Bild.

Diesmal wollten wir nicht zum Museum, sondern mitten in die Stadt.

Ich war überrascht von dem Betrieb, der hier herrschte. Wir kamen nur langsam voran, und in der City waren drei Straßen für Fahrzeuge gesperrt. Man hatte sie als Fußgängerzone eingerichtet, wo zahlreiche

Geschäfte, Kneipen und Restaurants ebenfalls ihren Platz fanden.

Wir warteten vor einer roten Ampel. Ich fragte einen Passanten nach dem Kent-Hotel. Er erklärte es in drei Sätzen. Wir brauchen nur die nächste rechts, dann wieder links, und alles war geritzt.

Als die Ampel Grün zeigte, fuhr ich an. Wir gelangten in eine enge Straße, die nur von einer Seite zu befahren war, fuhren dann rechts und befanden uns in einer Sackgasse. Wo die Fahrbahn in einen Wendehammer mündete, sah ich die gelbgraue Fassade eines sechsstöckigen Gebäudes über dessen Eingang die große Schrift förmlich ins Auge stach.

Kent-Hotel.

Es gab links neben dem Gebäude einen Parkplatz, wo ich noch eine freie Stelle fand.

Wir stiegen aus.

Das Hotel war schon älter, machte aber einen durchaus gepflegten Eindruck. Der rührte auch von den bepflanzten Blumenkästen her, die auf den Fensterbänken standen. Die Blüten leuchteten in allen Farben des Spektrums.

Die Eltern der Kinder schienen noch nicht eingetroffen zu sein. Und wenn, dann sehr rar, ich sah kaum Wagen aus London und Umgebung.

Die doppelflügelige Tür besaß oben einen Glaseinsatz. Wir waren noch immer blutbeschmiert, und die Frau hinter der Rezeption wurde bleich. Rasch zeigte ich ihr meinen Ausweis. Das Dokument beruhigte sie.

»Ihre Kleidung ist auch angekommen. Wir haben sie in einem Zimmer deponiert.« Mit diesen Worten reichte sie mir den Schlüssel, den ich dankend in Empfang nahm.

Im zweiten Stock fanden wir das Zimmer. Es war klein. Nur ein Bett stand darin. Dusche oder Toilette gab es nicht.

Man hatte die Kleidung über die beiden Stühle gelegt.

Suko und ich zogen uns um. Die Sachen paßten einigermaßen. Ich trug eine schwarze Cordhose, einen grauen, dünnen Pullover und eine Jacke in derselben Farbe.

Suko war ähnlich gekleidet. Das Zimmermädchen versorgte uns mit einer Tüte, in die wir die alten Klamotten steckten.

»Das können sie verbrennen«, sagte ich zu der Kleinen und gab ihr ein Geldstück.

»Danke, Sir.« Sie verschwand wieder.

Wir fuhren nach unten. An der Rezeption erkundigte ich mich nach Billy Elting und Cathy Barker.

»Die beiden Herrschaften befinden sich in ihren Zimmern.«

»Würden Sie ihnen Bescheid geben? Wir warten nebenan.«

»Selbstverständlich, Sir.«

Nebenan befand sich der Frühstücksraum. Wir setzten uns an eines

der Fenster und schauten in einen Garten mit Obstbäumen. Der Saal war rechtwinklig angelegt. Ein Hotelangestellter löste sich aus dem Teil, den wir nicht einsehen konnten, er fragte nach unseren Wünschen.

Wir bestellten Mineralwasser.

Lautlos schlich der Knabe davon. Schon kam Billy Elting. Noch blaß im Gesicht, übermüdet, aber er lächelte. Wir begrüßten uns mit Handschlag. »Ist Miß Barker nicht da?« fragte ich, als er sich gesetzt hatte.

»Sie kommt gleich.«

»Wie ist es Ihnen ergangen?«

Bill hob die Schultern. »Nicht besonders, aber jetzt habe ich den Schock überwunden.«

»Und die Kinder?«

»Die jüngeren haben ihn kaum verkraftet. Bei den älteren weiß ich es nicht so recht.«

Der Kellner kam. Er hatte gleich drei Flaschen mitgebracht. In einer befand sich Bier. Die bekam Billy Elting. Wir tranken, und danach stellte ich die nächste Frage. »Mir geht es auch um Gary Sorvino. Hat er schon mit seinem Vater geredet?«

»Ich glaube ja.«

»Sie wissen nicht zufällig, was und ob überhaupt etwas bei dem Gespräch herausgekommen ist?«

»Nein, Sir. Ich habe mich um die anderen gekümmert und auch Eltern benachrichtigt.«

»Wie reagierten sie?«

»Geschockt, wie Sie sich vorstellen können. Die meisten wollen ihre Kinder abholen. Bei einigen geht es nicht, da sind die Eltern selbst in Urlaub.«

Das hatte ich mir auch gedacht. Für uns würde es auch nicht mehr viel zu tun geben. Ich schätzte, daß wir uns bald wieder in den Wagen setzen können, um in Richtung London zu fahren.

Die Tür wurde aufgedrückt. Cathy Barker kam. Auch ihr Gesicht zeigte eine blasse Farbe. Ringe unter den Augen kündeten davon, daß sie keinen Schlaf gefunden hatte.

Wir standen auf, als sie auf unseren Tisch zulief. Doch sie wollte sich nicht setzen, sondern blieb schweratmend stehen.

»Was ist los?« fragte ich.

»Mr. Sinclair, mich, also mich trifft an dem Vorfall keine Schuld, wirklich.«

»Dann sagen Sie uns erst einmal, was geschehen ist.«

»Gary Sorvino. Er ist verschwunden…«

***

Ich blieb ruhig, obwohl mich die Nachricht auch elektrisierte. »Was heißt verschwunden?«

»Ich wollte mit ihm sprechen, er ist nicht in seinem Zimmer.«

»Hat er mit seinem Vater geredet?« fragte Suko dazwischen.

»Ja.«

»Haben Sie etwas verstanden?«

Cathy schüttelte den Kopf. »Er bat mich, aus dem Raum zu gehen. Ich tat es. War das verkehrt?« Panik schwang in ihrer Stimme mit. Nach den Vorfällen der vergangenen Nacht steckte den Menschen die Angst noch in den Knochen. Ihre Nerven waren gespannt, wie die Saiten einer Gitarre.

»Sie brauchen sich keinerlei Vorwürfe zu machen«, beruhigte ich das junge Mädchen. »Wir werden uns um den Jungen kümmern.«

»Dann bleiben Sie hier?«

Ich hatte mich blitzschnell entschlossen. Mein Gefühl trog mich also nicht. Mit Gary Sorvino würde es noch Ärger geben, das konnte man jetzt schon sagen.

»Sind im Hotel noch Zimmer frei?«

»Ich glaube schon«, meinte Billy Elting.

»Dann bleiben wir auch.«

Suko nickte langsam. Er hatte meine Entscheidung voll akzeptiert.

»Werden Sie Gary suchen?« Die junge Betreuerin schaute mich bittend an.

»Bestimmt, da brauchen Sie sich keinerlei Sorgen zu machen«, erklärte ich, und Cathy fiel ein Stein vom Herzen. Sie wollte noch etwas sagen, als die Dame von der Rezeption den Raum betrat. In der Hand hielt sie einen Umschlag.

»Für Sie, Mr. Sinclair.«

»Wirklich?«

»Ja, Ihr Name steht darauf.«

»Danke.« Ich nahm den Brief entgegen und bestellte gleichzeitig zwei Einzelzimmer. Dann öffnete ich den Umschlag. Ein DIN-A5-Blatt flatterte mir entgegen. Ich drehte mich zum Fenster hin und las.

Es war eine. Warnung und eine Drohung zur gleichen Zeit, die man mir da geschickt hatte.

Der Fall ist für dich noch nicht zu Ende, Bulle. Du hast den Tod eines jungen Menschen auf dem Gewissen. Dafür wird sich die Grabstein-Bande rächen!

Ich atmete tief durch. Grabstein-Bande! Ein neuer Name war ins Spiel gekommen, den ich noch nie gehört hatte. Sollte er vielleicht etwas mit dem grünen Dschinn zu tun haben? Hatten wir da was übersehen bei unserer Nachforschung?

Ich fing Sukos fragenden Blick auf und schüttelte den Kopf. Erst schickte ich Billy und Cathy hinaus, dann gab ich dem Chinesen den

Brief zu lesen.
»Grabstein-Bande«, murmelte er. »Noch nie gehört. Du etwa, John?«
»Nein.«
»Aber es muß sie geben.«
Ich nickte. »Aus der Luft greifen die Kerle so etwas nicht.«
»Vielleicht wissen die örtlichen Polizeibehörden mehr«, meinte Suko.
»Die Idee hatte ich auch schon. Auf jeden Fall werden wir nachhaken.«
»Und in London anrufen«, sagte mein Freund.
»Auch das. Sir James soll, wenn es eben möglich ist, eine Überwachung dieses Anwalts einleiten.«
»Hoffentlich hilft es etwas.«
»Das ist die Frage.« Ich deutete auf den Brief. »Da will einer zurückschlagen. Das wird ein harter Fall werden.«

***

»Ich habe gegen die Spazierfahrten nun wirklich nichts«, sagte Kollowski und lehnte sich bequem zurück. Die Beine hatte er ausgestreckt und hochgehoben, so daß seine Absätze auf dem Armaturenbrett lagen.
»Du brauchst ja auch nicht zu fahren«, knurrte Okura.
»Dafür aber den Rückweg, dann ist es vielleicht dunkel.«
Okura warf dem Kollegen einen raschen Blick zu. »Willst du dich solange in London aufhalten?«
»Ich denke an die Peep-Show.« Kollowski lachte.
»Und was sagt deine bessere Hälfte?« Kollowski grinste breit. »Nichts, mein Lieber, nichts.«
»Das bildest du dir ein.«
»Nein, sie steht auf dem Standpunkt, daß ich mir Appetit holen darf. Essen muß ich allerdings zu Hause.«
Da lachte Okura.
»Geht es dir denn anders?«
»Nee, ich darf mir nicht mal Appetit holen.«
Jetzt freute sich Kollowski. »Ein Grund mehr, dir mal die Freuden der Weltstadt zu zeigen. Es bleibt ja unter uns.«
»Hoffentlich.«
Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Über eine Viertelstunde waren sie bereits unterwegs. Das Land war bretteben. Beide hatten sie dunkle Brillen aufgesetzt, weil die Sonne schräg durch die Scheiben schien.
Einmal kam ihnen ein Bentley entgegen. »So eine Kiste möchte ich mir auch mal leisten können«, sagte Kollowski.
»Kannst ja auf Kidnapper umsatteln.«
»Lieber nicht. Das Risiko ist zu hoch. Sonst kann ich den Wagen nur

ein paar Tage fahren.«

»Du hältst aber viel von unserer Polizei.«

»Sie ist doch auch gut.«

»Und wie.« Okura grinste und beschleunigte, weil die Straße breiter geworden war.

Sie kannten die Route und auch die Abkürzungen, die sie nehmen konnten. 20 Meilen vor London würden sie dann wieder auf den Motorway treffen.

»Was unsere beiden wohl machen?« fragte Kollowski.

»Willst du nachschauen?«

»Lieber nicht. Typen sind das.« Kollowski schüttelte den Kopf. »So richtig zum Abgewöhnen.«

»Hoffentlich kommen die für immer hinter Gitter.«

»Das wünsche ich auch.«

Links begann ein großes Waldstück, rechts lagen Felder. Das Sonnenlicht wurde gefiltert. Schnurgerade führte die Straße weiter, machte jedoch weiter vorn einen Knick, so daß die beiden Männer das Gefühl haben konnten, die Straßenhälften würden zusammenwachsen.

Und an der Stelle wuchs der Wald auch bis an beide Hälften der Fahrbahn.

»Möchtest du Radio hören?« fragte Okura.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil du doch nur deine Rockmusik andrehst.«

Okura lachte. »Du hast eben einen anderen Geschmack.«

»Fragt sich nur, welcher besser ist.«

Die beiden Freunde diskutierten nicht mehr weiter, denn sie waren in die Kurve eingefahren und sahen plötzlich einen Wagen, der quer und auf der Fahrbahn stand. Es war ebenfalls ein Lieferwagen mit verdeckter Ladefläche.

»Bremsen!« schrie Kollowski.

Okura nagelte das Pedal fest. Die Bremsen griffen hart zu. Reifen radierten über den Asphalt. Das Geräusch war bis in die Fahrerkabine zu hören und quälte unangenehm in den Ohren der beiden Männer. Auf der Ladefläche wurden die Cornelli-Brüder durchgeschüttelt wie reifes Obst in einer Sortiermaschine.

Dann stand der Wagen.

Etwa drei Yards vor dem Hindernis hatte Okura ihn anhalten können.

»Verdammt, verdammt!« stöhnte er, »und was machen wir jetzt, Partner?«

»Abwarten«, erwiderte Kollowski, öffnete jedoch die Klappe seiner Pistolentasche…

***

Er war ein Abziehbild des Schreckens!
Gewaltig von der Größe her, breit in den Schultern, ein muskulöser, an Stein erinnernder Körper, der grüngrau schimmerte. Strähnige lange Haare, ein Gesicht, das von Narben und Geschwüren entstellt war, ein breites Maul mit einem Gebiß, das an Stahlnägel erinnerte. Besonders lang waren die beiden Eckzähne, gewaltige Hauer, die den Weg ebneten für das Blut, das er brauchte, um zu existieren.
Sein Name: Vampiro-del-mar!
Eine Ewigkeit war er in der Nordsee begraben gewesen. Er war in einer Zeit entstanden, worüber kein Geschichtsbuch schrieb. Wasser machte ihm nichts aus, auch kein Tageslicht, aber eins hatte er mit seinen Brüder der jüngeren Generation gemeinsam.
Die Gier nach Blut!
Denn davon existierte er. Das Blut gab ihm überhaupt die Kraft, noch weiter leben zu können. Es war Balsam, es belebte ihn, und er bekam immer wieder neues.
Allerdings dosiert. Dr. Tod hatte etwas mit ihm vor, und er hielt ihn an der kurzen Leine. Vampiro-del-mar bekam gerade soviel von dem roten Lebenssaft, wie er benötigte, um zu existieren.
Sein Hunger jedoch war noch nie gestillt worden…
Allein ließ man ihn nicht los. Ein Aufpasser war immer bei ihm. Da Solo Morasso, Tokata und Lady X, die ehemalige Terroristin, in New York weilten, war Marvin Mondo, der gefährliche Monstermacher, aus dem Versteck mit nach England gekommen, um ihn zu begleiten. Er wollte dafür sorgen, daß Vampiro-del-mar richtig und seinen Kräften entsprechend eingesetzt wurde.
Die Reise war kein Problem.
Mit gewissen magischen Tricks ließ sich alles lösen, und Mondo, der bei Logan Costello erschienen war und dort auch den Anwalt Sorvino getroffen hatte, hörte genau zu, was man ihm sagte.
Ein Name sprang ihm dabei besonders ins Ohr.
John Sinclair!
Immer wenn von diesem Mann die Rede war, verzog sich sein Gesicht. Wie alle Mitglieder der Mordliga, so haßte er John Sinclair bis aufs Blut. Er war derjenige, der getötet werden mußte, der ihnen bisher immer ein Schnippchen geschlagen und auch schmerzende Niederlagen bereitet hatte.
In letzter Zeit jedoch hatte Dr. Tod angeordnet, die Jagd auf John Sinclair zurückzustellen. Andere Dinge gingen vor. Erst einmal wollte er Xorron finden. Dazu war er nach New York gereist und suchte ihn dort.
Wenn er ihn hatte, wollte er den zweiten Teil eines immensen Plans in Angriff nehmen.
Der beschäftigte sich mit Asmodina. Er konnte es nicht länger

hinnehmen, daß sie über ihm stand. Nein, das wollte er nicht ertragen.

Morasso wollte derjenige sein, der über alle bestimmte und nicht Asmodina, auch wenn sie die Tochter des Teufels war.

Asmodina hatte Verdacht geschöpft, und Solo Morasso einige Lehren erteilt, von denen er sich schmerzlich erholen konnte. An Aufgabe jedoch dachte er nicht.

Mondo kannte diese Zusammenhänge, er kümmerte sich allerdings nicht darum. Er hatte genug mit seinem Problem zu tun. Mit John Sinclair.

Marvin Mondo hatte sich Logan Costallos Mitteilungen gemerkt. Er hatte auch von dieser Grabstein-Bande erfahren, die gefaßt worden war.

Daraus leitete Costello einen gewagten Plan ab, der Sorvino, der Anwalt, unterstützte. Er hatte sich entschlossen, die Verteidigung der beiden zu übernehmen und sich sofort mit dem zuständigen Richter in Verbindung gesetzt. Dank seiner ausgezeichneten Beziehungen war es ihm gelungen, eine Überführung zu beantragen. Der Brief an die zuständigen Behörden war schnell geschrieben und per Eilpost zugestellt worden.

Mr. Mondo und Vampiro-del-mar brauchten sich nur auf die Lauer zu legen und abzuwarten.

Mondo hatte dem Vampir Blut versprochen, denn die beiden Cornelli-Brüder sollten seine Opfer werden. Und wenn sie zu Vampiren geworden waren, hatten sie ihre besondere Aufgabe zu erfüllen.

Mit dem Hubschrauber waren Mondo und Vampiro-del-mar dorthin gebracht worden, wo ein Lastwagen mit geschlossener Ladefläche wartete. Costello hatte das organisiert, und als die Sonne das Land in ihrem hellen Licht badete, hockte Vampiro-del-mar bereits auf der Ladefläche und Mondo hinter dem Lenkrad.

Eine Karte der Gegend hatte er auf den Knien liegen und sie genau studiert. Mondos Gehirn war ausgezeichnet geschult. Intelligenz und Gefühlsarmut bildeten bei ihm eine brisante Allianz.

Er war sogar in die Nähe der kleinen Stadt gefahren und hatte den grünen Gefangenentransporter gesehen.

Für Mondo war alles klar. Auf der Karte suchte er sich die günstigste Stelle aus, fand sie auch, fuhr hin, rechnete und stellte dann den Wagen quer auf die Straße, nachdem er den anderen bereits durch einen Feldstecher hatte kommen sehen.

Der Plan war mit Vampiro-del-mar zuvor genau besprochen worden.

Eigentlich konnte nichts schief laufen, wenn sich der Blutsauger genau an die Regeln hielt.

Und noch etwas befand sich auf der Ladefläche. Costello hatte ihm

die Dinge mitgegeben.

Es waren zwei Maschinenpistolen! Die Gebrüder Cornelli sollten schließlich als Untote ebenso weiterexistieren, wie sie gelebt hatten…

***

Es vergingen vielleicht 20 Sekunden, in denen nichts geschah. Die beiden Männer hockten im Fahrerhaus des Transporters und schauten auf die Straße.

Schweiß hatte sich auf ihren Stirnen bebildet. Die beiden waren keine heurigen Hasen mehr und die Strecke schon öfter gefahren, aber diese Situation hatten sie noch nicht erlebt.

Kollowski hielt die Pistole jetzt in der Hand. »Soll ich aussteigen?« erkundigte er sich rauh.

»Bist du verrückt? Das riecht doch nach einer Falle!« zischte der dunkelhäutige Kollege.

»Was machen wir dann?«

»Ich rufe die Zentrale an.«

»Okay.«

Das Telefon befand sich in der Fahrerkabine. Okura nahm den Hörer ab und tippte die Nummer, die er auswendig wußte. Inspektor Durnham meldete sich sofort. Bei ihm auf dem Schreibtisch klingelte nicht nur der Apparat, gleichzeitig leuchtete auch eine rote Lampe auf, die die Dringlichkeit des Gesprächs optisch unterstrich.

»Was gibt’s?« fragte der Inspektor.

»Wir sind in eine Falle gefahren!« erklärte Okura mit ruhiger Stimme.

»Mitten auf der Fahrbahn steht ein Wagen quer.«

»Verdammt. Wo genau?«

Okura gab seine Position durch. »Dann habt ihr die Abkürzung genommen?«

»Ja, verdammt. Was sollen wir machen?«

»Bleibt erst einmal sitzen. Euer Wagen ist gepanzert. Wir kommen so schnell wie möglich.«

»Okay. Ende.«

Kollowski nahm seinem Kollegen den schweißfeuchten Hörer aus der Hand und hängte ein.

»Es war das beste, was wir machen konnten«, sagte Okura.

»Bleiben wir solange hier drin?«

»Klar.«

Es war still. Auch von draußen drang kein Ton durch die Scheiben.

Rechts und links lag der Wald. Beide Männer schauten aus den Fenstern. Sie rechneten damit, daß sich irgendwelche Gegner im Hintergrund versteckt hielten, doch zwischen den Bäumen rührte sich nichts.

Auch der andere Wagen stand still. Sie konnten auch keine

Bewegung im Fahrerhaus wahrnehmen, wahrscheinlich hatte sich der Kerl dort geduckt.

Dann schwang plötzlich die Tür auf. »Verdammt!« flüsterte Kollowski, »jetzt geht es los!«

Ein Mann stieg aus.

Kollowski lachte auf. »Was ist denn das für eine Witzfigur. Klein, schmächtig, Brille…«

»Sei ruhig, Mensch.«

Der Kleine ging nicht auf sie zu, sondern schritt an seinem Wagen vorbei und verschwand hinter ihm.

»Weißt du, was das zu bedeuten hat?« fragte Kollowski. Er hatte sich nach vorn gebeugt und stierte durch die Scheibe.

»Nein.« Auch Okura hatte seine Waffe gezogen. Er wischte über seine Stirn, sie war schweißnaß. Die Tropfen fielen auf seine Hose.

»Jetzt kommt einer!« zischte Kollowski.

Er hatte recht. Es kam jemand. Aber nicht Mr. Mondo, sondern Vampiro-del-mar!

»O Gott, das gibt's doch nicht!« flüsterte Okura und schlug hastig ein Kreuzzeichen, denn die Gestalt schien einem Alptraum entsprungen zu sein.

»Verdammt, was machen wir?« schrie Kollowski. Auch er hatte so etwas noch nicht erlebt.

»Ich weiß nicht«, flüsterte Okura. »Verdammt, ich weiß es wirklich nicht.«

Der Unheimliche kam näher. Er war ein halber Riese. Beide Fahrer sahen das entstellte Gesicht, aufgerissen von Pockennarben und Geschwüren, das lange filzige Haar und den Körper, der mit Lumpen behängt war. Der Kerl riß das Maul auf.

Die Zähne!

Himmel, was waren das für Zähne. Gewaltige Beißer, die nicht nur zubeißen, sondern auch reißen konnten. Brutale Hauer mit besonders langen Eckzähnen versehen.

Das Ungetüm hatte jetzt den eigenen Wagen hinter sich gelassen.

Nun brauchte er noch zwei Schritte, um den anderen Wagen anfassen zu können.

»Verdammt, was machen wir?« heulte Okura.

»Schießen!« Kollowski stieß die Worte hervor. »Wir müssen schießen. Du auf deiner Seite, ich an meiner. Ich stoße die Tür auf und springe nach draußen, du kannst die Scheibe nach unten fahren lassen und aus der Fahrerkabine feuern. Okay?«

Okura nickte.

»Los, laß die Scheibe nach unten!«

Das schwere Glas ließ sich nicht drehen, die Scheiben wurden elektrisch betätigt.

Da schlug der Unheimliche bereits auf die Motorhaube. Er hatte Kraft, das war deutlich zu spüren, der Wagen zitterte vorn, und genau dieser Schlag war auch das Zeichen für Kollowski.

Er rammte die Tür auf.

Gleichzeitig betätigte Okura einen Knopf, und die Scheibe senkte sich langsam nach unten.

Okura beugte sich aus dem Gefährt. Der Lauf seines Revolvers richtete sich auf die breite Brust des Unheimlichen. »Bleib stehen!« keuchte der Fahrer.

Vampiro-del-mar verharrte in der Tat auf der Stelle. Er hob seinen Kopf, schaute Okura dabei an, und der Dunkelhäutige begann plötzlich zu zittern.

Dieser unbarmherzige Blick! So etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Das Monstrum wollte ihn töten. Und das Wissen gab ihm gleichzeitig die Kraft, den Stecher durchzuziehen, zudem ertönte noch die Stimme seines Kollegen Kollowski.

»Schieß doch endlich!«

Da drückte Okura ab. Er hatte sich dabei weit aus dem Fenster gelehnt, die Waffe etwas gesenkt, so daß die Kugel in die Brust des Ungetüms treffen mußte.

Die fahlgelbe Mündungsblume platzte vor der Waffe auf. Sie schien noch in der Luft zu stehen, als die Kugel traf. Hart hieb sie in die breite Brust des Monsters, und Okura begleitete seinen Treffer mit einem erlösenden Schrei.

Er hatte es gepackt.

Vampiro-del-mar hatte die Kugel aus allernächster Nähe aufgefangen.

Er wurde nicht gerade durchgeschüttelt, doch es schien, als habe er einen Stoß bekommen.

»Jetzt fällt er um!« flüsterte Okura. »Jetzt muß er umfallen, verdammt!«

Das Monster fiel nicht. Der Supervampir stand und fing sich die zweite Kugel ein.

Kollowski hatte geschossen und dabei von der Seite her auf den breiten Rücken gezielt.

Das Geschoß klatschte zwischen die Schulterblätter. Jeder Mensch wäre längst tot gewesen, nur das Monstrum stand noch immer. Es steckte die Geschosse einfach weg, ohne irgendeinen Schaden zu nehmen. Es war kugelfest!

Okura hatte natürlich ebenfalls gehört und gesehen, wie die Dinge abliefen. Er begriff nicht, er verstand nicht, und als er sich Gedanken machen wollte, da war es zu spät.

Vampiro-del-mar wurde ärgerlich, und er wollte unbedingt Blut haben.

Es war ihm versprochen worden, jetzt griff er zu.

Es waren beide Arme, die er vorstieß. Allerdings den rechten etwas schneller. Er fegte den Waffenlauf zur Seite und fand zielsicher die Kehle des aus dem Fenster schauenden Fahrers.

Okura wollte schreien. Den ersten Ton bekam er hervor, dann wurde ihm die Luft knapp, und sein Schrei endete in einem Röcheln.

Vampiro-del-mar griff zu. Und was er einmal in den Klauen hatte, ließ er freiwillig nicht mehr los. Seine andere Hand fand Okuras Arm, und die Finger wühlten sich in der Achselhöhle fest. Jede Klaue besaß eine ungeheure Kraft, so daß es dem Vampir keine Mühe bereitete, sein Opfer weiterzuziehen.

Das Fenster war nicht sehr hoch und auch nicht so breit. Trotzdem schaffte der riesenhafte Blutsauger es, Okura mit der Hälfte seines Oberkörpers aus dem Fenster zu ziehen. Darm packte er in Halshöhe die Jacke und fetzte sie mit einem Ruck auf.

Okura merkte davon kaum etwas. Selbst die Schmerzen drangen nur nebulös in sein Bewußtsein. Er befand sich in einem tranceartigen Zustand, halb ohnmächtig, halb normal.

Nur einmal zuckte er hoch, als er die harten Bisse an seinem Hals spürte.

Vampiro-del-mar hatte zugebissen!

Seine langen Eckzähne waren wie spitze Messer, und das Opfer merkte nicht, wie es vom Leben in den Tod hinüberwechselte. Es war zuerst wie ein Schweben, er vernahm noch überdeutlich ein saugendes Geräusch, bevor die Welt in einem schwarzen, tiefen Schacht unter ihm versank.

Okura war ein Opfer der Bestie geworden.

Sein Freund und Kollege Kollowski stand vielleicht zehn Schritte entfernt. An den Waldrand war er zurückgewichen, die Beine versanken bis zu den Knien im hohen Gras. Er konnte sehen, was mit seinem Kollegen geschah, aber er wollte es nicht glauben.

Beide hatten sie das Monstrum getroffen, die schweren Geschosse steckten noch in seinem Körper, aber es war nicht gefallen, es zeigte sich widerstandsfähig gegen die Kugeln und griff sogar an.

»Oh Gott«, stöhnte Kollowski und schlug zitternd ein Kreuzzeichen.

Genau wurde ihm bewußt, daß er Okura nicht mehr helfen konnte. Der andere hatte gewonnen, er hatte ihn besiegt, es war grauenhaft…

Deutlich hörte er die widerlichen Geräusche. Das Schmatzen und Schlürfen, und plötzlich wurde ihm etwas klar.

Er brauchte sich nur anzuschauen, wie die riesenhafte Gestalt am Körper seines Freundes hing, und er dachte daran, daß so etwas nur ein Vampir sein konnte.

Ja, ein Blutsauger.

Bisher hatte er von ihnen nur gehört. Im Märchen, in den Sagen und auch in den Filmen. Daß es so etwas in Wirklichkeit geben sollte,

wollte er nicht glauben. Da gab es für ihn nur eins: Flucht!

Helfen konnte er nicht mehr, aber er konnte seine eigene Haut in Sicherheit bringen und die anderen Menschen vor dieser gewaltigen Gefahr warnen.

Auf dem Absatz warf er sich herum. »Bleib stehen!«

Die Stimme klang kalt, ohne Gefühl, als hätte ein Roboter gesprochen.

Kollowski wußte genau, daß es kein Roboter war, sondern der zweite Mann, der im Wagen gesessen hatte.

Kollowski schielte nach links.

Am Rand der Straße stand er. Klein, beinahe unscheinbar. Eine randlose Brille auf der Nase, aber in seiner rechten Hand hielt er eine großkalibrige Pistole, deren Mündung genau auf Kollowski gerichtet war.

Was tun?

Kollowski gab sich selbst fünf Sekunden, um nach einem Ausweg zu suchen. Er konnte durch den Vampir getötet werden, aber auch durch eine Kugel.

Der riesenhafte Blutsauger ließ ihm keine Chance, würde ihm die Kugel eine lassen? Es kam darauf an, wie gut der Brillenträger schießen konnte. Kollowski versuchte es und setzte alles auf eine Karte.

Er tat so, als würde er aufgeben. Seine Arme befanden sich bereits auf dem Weg nach oben, doch auf halber Strecke explodierte er.

Kollowski warf sich nach vorn, kam auch gut weg und hörte gleichzeitig den krachenden Abschuß.

Da lag er bereits in der Luft und spürte den Hieb wie mit einer feurigen Peitsche geschlagen, der über seinen Rücken fegte und dort einen brennenden Streifen hinterließ. Etwas klatschte neben ihm in Kopfhöhe in einen Baumstamm, und als Kollowski aufprallte, wußte er, daß es die Kugel gewesen war.

Sie hatte ihn nicht tödlich getroffen, sondern nur gestreift. Kollowski war mit den einschlägigen Kampftechniken vertraut. Lange genug hatte er trainiert.

Kaum lag er am Boden, da rollte er sich schon herum, hatte Glück, fiel in eine kleine Mulde, und als der zweite Schuß aufdonnerte, traf das Geschoß nur den Boden, wo es Dreck und ein paar faulige Blätter aufwirbelte.

Kollowski feuerte zurück.

Er zielte nicht genau, hielt nur irgendwo hin und hörte einen wilden Fluch.

Danach einen Schrei. »Hol ihn dir, verdammt!«

Für Kollowski war es das Startsignal. Er sprang auf, warf sich zwischen zwei Baumstämme, duckte sich, zog den Kopf ein, achtete

nicht auf die Schmerzen in seinem Rücken und rannte. Noch nie in seinem Leben war er so gelaufen. Er rannte, was seine Füße hergaben.

Weg wollte er, nur weg vom Ort des Schreckens.

Noch einmal wurde geschossen, aber die Kugel pfiff irgendwo durch die Gegend, sie schreckte nur einige Vögel auf, die wild von den Zweigen hochflatterten und über den Bäumen kreisten.

Kollowski hetzte weiter. Wie ein Büffel jagte er durch das Unterholz, die Angst peitschte ihn voran. Er mußte eine möglichst große Distanz zwischen sich und der gefährlichen Bestie bringen. Wenn ihm das nicht gelang, war er verloren.

Irgendwann verließ er den Wald, was er kaum merkte. Er sah auch nicht den Bach, der sich wie ein helles Band durch das Grün der Wiesen schlängelte.

Als Kollowski ins Leere trat, gelang es ihm nicht mehr, das Gleichgewicht zu halten.

Mit seinem vollen Gewicht klatschte er in das Wasser, wühlte den Schlamm auf und blieb liegen.

Kollowski weinte vor Erschöpfung. Er war am Ende seiner Kräfte…

***

Marvin Mondo ließ den rechten Arm sinken. Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Haß zeichnete es. Und auch Enttäuschung, denn der zweite Mann war entkommen. Er hatte ihn zwar getroffen, aber nicht entscheidend, es war ihm gelungen, zu fliehen.

Das brachte Mondo so auf die Barrikaden. Damit war ein kleiner Teil seines Planes nicht in Erfüllung gegangen.

Sein Blick fiel auf Vampiro-del-mar.

Er hielt noch immer sein Opfer fest, holte auch den letzten Tropfen Blut aus den Adern, und erst als Mondo ihn anschrie, da schaute er auf.

Grausam sah sein Gesicht aus. Normalerweise war es schon schlimm genug, doch diesmal präsentierte sich die untere Partie noch blutverschmiert. Sogar am Kinn rannen die roten Streifen entlang.

Okura hing blaß und leblos aus dem Fenster. Das würde sich allerdings bald ändern.

»Der andere ist entkommen!« schrie Mondo. »Du hättest dich um ihn kümmern sollen!«

Vampiro-del-mar schüttelte den Kopf. Er verstand nicht so recht, er wollte nur Blut.

»Ach, verdammt!« keuchte Mondo, unterbrach sich aber, als er die dumpfen Schläge vernahm. Sie waren im Innern des Transporters abgegeben worden.

Ja, da waren noch die beiden anderen.

Marvin Mondo entfachte eine fieberhafte Aktivität. Er stieß Okura

wieder in den Wagen zurück, streckte seinen Arm durch die offene Scheibe und fand den Riegel, durch den sich die Tür öffnen ließ.

Als sie aufklappte, stand Mondo bereits neben dem Wagen, kletterte wieder hinein und durchsuchte den Fahrer.

Er nickte zufrieden, als er die Schlüssel fand. Triumphierend hielt er sie hoch. Rasch lief er mit seiner Beute an die hintere Tür des Transporters.

Ja, die Schlüssel paßten, das hatte er mit einem schnellen Blick festgestellt.

Drei Schlösser mußte er öffnen, während er die dumpfen Stimmen der Gefangenen hörte. Die wußten überhaupt nicht, was geschehen war, würden sich aber bald wundern.

Vampiro-del-mar stand hinter Mondo und leckte sich die Lippen. Mit seiner grauen Zunge schleckte er noch ein paar Blutstropfen ab, aber er dachte auch an die nächsten Opfer, die in dem Wagen saßen.

Marvin Mondo zog die Tür auf. Die andere Hälfte ließ er geschlossen und warf einen Blick in das Innere.

Man hatte die Cornetti-Brüder angekettet. Sie hockten nebeneinander auf einer Bank und hatten die Gesichter dem Einstieg zugedreht.

»Endlich«, stöhnte Franco. »Das wurde auch Zeit.«

Und Jason fragte: »Wer bist du überhaupt?«

Mondo gab keine Antwort. Schweigend trat er zur Seite, so daß Vampiro-del-mar Platz hatte.

Auch die Cornettis sahen den Supervampir. Plötzlich hatten sie keine so große Klappe mehr, ihre Augen wurden groß, sie ahnten, daß etwas Schreckliches auf sie zukam.

Mondo grinste kalt. »Ihr wolltet doch befreit werden. Bitte, jetzt habt ihr es.«

Vampiro-del-mar mußte sich bücken, um überhaupt einsteigen zu können. Dann bewegte er sich auf die Gangster zu.

Beide wichen zurück, soweit es ihnen die Fesselung erlaubte. Selten oder noch nie in ihrem Leben hatten sie so eine Angst verspürt wie in diesen Augenblicken.

Sie sahen das blutverschmierte Gesicht, wußten nicht, woher das Blut stammte, aber ihnen war klar, daß sie vom Regen in die Traufe geraten waren.

»Beeil dich!« zischte Mondo.

So etwas brauchte man einem Monstrum wie Vampiro-del-mar nicht zweimal zu sagen. Schließlich sah er vor sich zwei Opfer. Menschen, die Blut hatten, das er so dringend benötigte.

Er war noch längst nicht satt, er brauchte mehr, immer mehr, man hielt ihn zu kurz, und hier bekam er die große Chance.

Jason Cornetti trat nach ihm. Er traf auch, doch Vampiro-del-mar verspürte keine Schmerzen.

»Bruderherz, der macht uns fertig«, flüsterte Franco. Das waren die letzten Worte in seinem Leben. Ein harter Schlag raubte ihm das Bewußtsein.

Franco Cornetti fiel zusammen. Nur durch die Fessel wurde er noch gehalten.

Jason hatte einige Sekunden länger das Glück, bei Bewußtsein bleiben zu dürfen. Als ihn der Hieb traf, schleuderte ihn die Wucht mit dem Hinterkopf gegen die Stahlwand.

Sein Bewußtsein erlosch.

Gierig wollte sich Vampiro-del-mar über die beiden stürzen, als Mondo mit schneidender Stimme das »Nein!« befahl.

Der Blutsauger drehte sich um.

»Du kannst sie gleich haben!« zischte Mondo. »Erst schaffen wir sie hier raus in unseren Wagen!« Er drängte sich an dem Vampir vorbei und hielt auch schon den passenden Schlüssel in der Hand, um die stählernen Fesseln zu lösen.

Klickend zog er die Handschellen auseinander. Die Cornetti-Brüder sackten auf der schmalen Bank zusammen.

»Pack sie dir.«

Vampiro-del-mar kam der Aufforderung nur zu gern nach. Er nahm sich direkt beide und wuchtete sie über seine Schultern. Mit seiner Last verließ er den Transporter und stampfte schwerfällig auf den eigenen Wagen zu.

Mondo folgte ihm langsamer. Er warf einen Blick in das Führerhaus des Gefangenentransporters. Dort lag der dunkelhäutige Begleiter.

Und er bewegte sich.

Mondo grinste, als er das sah. Okura öffnete die Augen, und mit ihnen auch den Mund, so daß seine Zähne zu sehen waren. Die oberen und unteren Reihen waren normal, aber rechts und links hatten sich zwei neue gebildet.

Vampirzähne!

Gefährliche, spitze Hauer, die töten wollten.

Ruckartig richtete sich der andere auf. Er schaute genau in das Sonnenlicht. Normalweise hätte er schreien müssen, Mondo wartete auch gespannt darauf, und als ein Schrei ausblieb, da wußte der Monstermacher Bescheid.

Vampiro-del-mars Keim hatte auch bei seinen Opfern gewirkt. So wenig wie ihn Tageslicht störte, so wenig machte es auch seinen Opfern aus. Sie waren immun wie er.

Mondo hätte ihn ansonsten liegen lassen, so aber gab er ihm den Befehl sich zu erheben und mitzukommen.

Okura gehorchte. Er hatte genau erkannt, wer hier den Ton angab. Mit schwerfälligen Bewegungen verließ er den Wagen und trottete hinter Mondo her.

Vampiro-del-mar hatte sich mit seinen beiden Opfern auf die Ladefläche verkrochen.

Und er saugte bereits.

Mondo hörte das Stöhnen und Schlürfen. Diese Bestie war jetzt in ihrem Element, und ein teuflisches Grinsen zeichnete die Lippen des Monstermachers.

Der Plan lief, auch wenn es dem einen gelungen war, zu entkommen.

Mit seltsam eckigen Bewegungen schlich der dunkelhäutige Blutsauger an ihm vorbei.

»Los«, sagte Mondo, »steig zu den anderen. Vielleicht läßt Vampiro-del-mar dir noch etwas übrig.« Er lachte. Für ihn war es das Höchste, diese Wesen zu beherrschen.

Er selbst nahm hinter dem Lenkrad Platz und startete. Es gelang ihm sogar, auf dem schmalen Weg zu wenden. So rasch es ging, fuhr er in der entgegengesetzten Richtung davon.

Nur ein auf der Straße stehender Wagen und Blutstropfen im Gras zeugten davon, welch ein Drama sich hier abgespielt hatte…

***

Blut im Gras!

Es war Inspektor Durnham, der dies entdeckte. Mit einigen Polizeibeamten war er so rasch wie möglich hergefahren und trotzdem zu spät gekommen, wie er jetzt bitter zugeben mußte.

Die Polizisten brauchten auch ihre Waffen nicht einzusetzen. Sie konnten die Maschinenpistolen über den Schultern hängen lassen. Es war kein Gegner da.

Dafür begann die große Zeit der Spurensicherer. Sie krochen mit der Lupe auf dem Boden herum und untersuchten jeden Grashalm.

Durnham stand vor der offenen Hintertür des Transporters und schaute in den leeren Raum. Auch dort hatte er Blut gesehen, aber keine Opfer.

Die Gangster blieben ebenso verschwunden wie die beiden Gefangenen und die Fahrer.

Was war geschehen?

Zwar hatte es eine Meldung gegeben, aber Okura war nicht dazu gekommen, einen genauen Lagebericht abzugeben, die Zeit drängte zu sehr.

Man stand vor einem Rätsel.

»Blut, überall Blut«, sagte der Einsatzleiter der Polizei, »aber keine Leichen.«

»Da können wir froh sein«, meinte Durnham.

»Ich weiß nicht so recht, was das alles zu bedeuten hat. Ich möchte nur nicht, daß man die Toten an einer anderen Stelle findet.«

»Vielleicht sind sie gar nicht tot?«

»Glauben Sie das im Ernst, Durnham?«
»Solange ich keine Leiche gesehen habe, schließe ich die Möglichkeit nicht aus.«
»Eine Wette ist mir zu makaber, Durnham, ich bin jedoch sicher, sie zu gewinnen.«
»Sir!« rief einer der Beamten. »Kommen Sie.«
Durnham lief mit.
Der Beamte hockte im Einsatzwagen.
Über Telefon hatte er eine Meldung bekommen. Ein Bauer hatte einen verletzten Mann gefunden, bei dem es sich einwandfrei um einen gewissen Nick Kollowski handelte.
Durnham nickte und fragte leise. »Wie war das noch mit Ihrer Wette, Herr Kollege?«
Der andere schwieg.

***

Jeder Beruf hat seine Vor- und Nachteile. Auch der des Polizisten.
Und für einen Polizeibeamten gibt es nichts Schlimmeres, als untätig herumzusitzen und darauf zu warten, daß etwas geschieht. In dieser Lage befanden wir uns.
Suko und ich hielten uns im Hotel auf. Träge nur verging die Zeit. Wir bekamen mit, wie Eltern ihre Kinder in die Arme schlossen und abholten.
Dabei standen natürlich die beiden jungen Betreuer im Mittelpunkt, sie mußten berichten, und sie taten es. Erst jetzt merkten die Väter und Mütter, in welch einer Gefahr ihre Sprößlinge geschwebt hatten.
Uns ließen die beiden aus dem Spiel, denn darum hatte ich Cathy und Billy gebeten. Ich war froh, daß die Kinder nach Hause konnten, aber einer von ihnen war noch immer nicht aufgetaucht.
Gary Sorvino.
Nach wie vor hielt er sich versteckt. Ich hatte auf eine Fahndung verzichtet, die Warnung jedoch nicht vergessen. Ich wußte auch inzwischen, wer oder was die Grabstein-Bande war. Der Anruf bei einem Polizeirevier hatte mich schlauer gemacht.
Es waren keine Dämonen! Das beruhigte mich nicht gerade, aber immerhin war ich froh, es einmal mit normalen Gangstern zu tun zu haben. Man hatte sie vor kurzer Zeit geschnappt, als sie Lösegeld kassieren wollten. Den Namen Grabstein-Bande hatten die beiden Cornetti-Brüder bekommen, weil sie immer auf Friedhöfen agierten und sich dort das Lösegeld übergeben ließen.
Die Namen stießen mir auf.
Cornetti, das hörte sich italienisch an. Ebenso wie Sorvino und Costello. Ob es da unter Umständen eine Verbindung gab? Mafiosi untereinander? Franco und Jason Cornetti stammten zwar aus den

Staaten, aber das hatte bei den weltweiten Verbindungen der »Ehrenwerten Gesellschaft« überhaupt nichts zu sagen. Diese Typen kannten sich untereinander, und es war durchaus denkbar, daß die Grabstein-Bande für Logan Costello gearbeitet hatte.

Ich hätte gern ein Gespräch mit den beiden geführt. Das war nicht möglich, gerade am heutigen Tag wurden sie nach London überführt.

Dort sollte ihnen der Prozeß gemacht werden.

Wieder etwas, das mir nicht paßte. Nicht etwa der Prozeß, der war schon in Ordnung, aber die Überführung genau am heutigen Tag. Zwar hatte mir der zuständige Inspektor versichert, daß auf diesem Transporter noch nie etwas schiefgegangen war, aber ich konnte mich als gebranntes Kind bezeichnen, das bekanntlich das Feuer scheut.

Suko teilte meine Bedenken. Und so hockten wir in meinem Zimmer und warteten.

Der Chinese hatte sich aufs Bett gelegt. Er wollte seine Verletzung auskurieren. Ich stand am offenen Fenster und schaute hinunter auf den Parkplatz, wo fast jede Minute ein Wagen startete. Die Eltern fuhren mit ihren Sprößlingen ab.

In Faversham ging das Leben weiter. Nichts deutete auf eine drohende Gefahr hin. Es war ein lebhafter Ort mit ziemlich viel Verkehr, wie ich ihn nicht vermutet hätte.

Wir hatten uns etwas zu essen hochkommen lassen. Die schmutzigen Teller standen auf dem Tablett, bis das Zimmermädchen kam und die Sachen mitnahm.

Leider besaßen wir kein Telefon. Um anzurufen, mußte ich zur Rezeption. »Ich gehe noch mal runter«, sagte ich zu Suko.

»Wenn was ist, gib Bescheid.«

»Okay, ruh dich aus. Vielleicht wirst du heute Abend noch gebraucht.«

»Jedenfalls besser, als hier rumzuliegen.«

Ich schloß die Tür. Den Lift nahm ich nicht, sondern ging zu Fuß die Treppen hinunter.

Die Frau hinter der Rezeption wußte Bescheid. Sie deutete schon auf die leere Kabine. Ich mußte erst Kleingeld wechseln und wählte dann die Nummer der Zuchthausverwaltung.

Diesmal verband man mich nicht mit Durnham weiter. Der Inspektor wäre unterwegs, so hieß es.

»Wann kommt er zurück?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen«. erwiderte der Mann in der Vermittlung.

»Wissen Sie, wo er hingefahren ist?«

»Zu einem Einsatz.«

Ich horchte auf. »Geht es dabei zufällig um die Grabstein-Bande?«

»Tut mir leid, Sir, aber ich bin nicht befugt, telefonisch Auskünfte zu

geben.«

Das hatte mir noch gefehlt. Ein sturer Beamter. Andererseits hatte er seine Vorschriften. »All right«, sagte er, »ich komme selbst vorbei.«

»Gern, Sir.«

Diesmal ließ ich mich mit dem Lift nach oben schießen. Zumindest wollte ich Suko fragen, ob er mitwollte. Er wäre beleidigt gewesen, hätte ich es nicht getan.

»Klar, ich fahre mit. Dieses Herumliegen auf der faulen Haut paßt mir auch nicht.« Er stand vorsichtig auf, sein Kopf vertrug noch keine starken Belastungen.

Bisher hatte ich mit dem Zuchthaus nur telefoniert, ich wußte nicht, wo es lag. Den Weg erfuhr ich von der Frau an der Rezeption. Sie erklärte ihn mir genau. Zum Glück brauchten wir nicht tiefer in die Stadt hinein, es gab eine breite Ringstraße, die praktisch um den Ort herumführte, und sogar ein Schild entdeckten wir.

An einer Kreuzung mußten wir rechts ab, passierten eine Metallfabrik und gelangten in weniger bewohntes Gelände. Die Straße schlug einen Rechtsbogen, in seinem Scheitel führte der mit Katzenköpfen gepflasterte Weg zum Zuchthaus.

Selbst das Grün der Bäume konnte die grauen Mauern nicht vollständig verdecken. Beide waren wir überrascht, einen Rundbau vor uns zu sehen. An dem großen Tor stoppten wir.

Schon öfter hatte ich mich in Gefängnissen und Zuchthäusern befunden. An sie würde ich mich nie gewöhnen können.

Ich hupte.

Aus einem Guckloch in der Tür schaute uns ein Gesicht entgegen. Ich stieg aus und zeigte meine Legitimation. Warm schien mir die Nachmittagssonne in den Nacken. Wir hatten wirklich herrliches Wetter.

Am liebsten hätte ich Urlaub gemacht.

Uns wurde geöffnet. »Sie müssen verstehen, Sir«, sagte er, »daß ich Ihnen keine Auskunft geben konnte…«

»Geschenkt. Wo finde ich Inspektor Durnham?«

»Nicht da, Sir. Der Einsatz…«

»Und wie steht es mit dem Zuchthausdirektor?«

»Er befindet sich auf Urlaub.«

»Wie schon für ihn.« Mein Grinsen fiel essigsauer aus. Wir hatten auch oft Pech. »Kann mir sonst jemand weiterhelfen. Weiß man über den Einsatz Bescheid? Kann ich Mr. Durnham oder einen Polizisten telefonisch erreichen?«

»Man kann es versuchen.«

»Dann tun Sie es.«

Wir standen in der Bude des Mannes, der wirklich nicht zu den schnellsten gehörte.

Er brauchte sich nicht mehr zu bemühen. Draußen fuhr ein Wagen vor.

Der Beamte warf einen schnellen Blick auf seinen Monitor. In der Mauer installierte Kameras beobachteten das Gelände vor dem Zuchthaus. »Mr. Durnham kommt«, sagte er.

Der Inspektor hatte es eilig. »Geben Sie mir sofort eine Blitzverbindung mit der Einsatzreserve drei«, verlangte er und nahm uns gar nicht wahr.

»Augenblick mal«, sagte ich.

Durnham fuhr herum. Sein Gesicht war schweißnaß. Die Krawatte hing bei ihm auf halb acht. »Wer sind Sie denn?« fragte er scharf.

»Oberinspektor Sinclair«, erwiderte ich und stellte Suko ebenfalls vor, wobei ich Durnham sofort auf meinen Ausweis schauen ließ, um keine Ärgernisse aufkommen zu lassen. Der Innenminister hatte mich mit diesem Dokument ausgestattet, welches mir zwangsläufig Tür und Tor öffnete.

»Ich verstehe«, sagte Durnham und nickte, wobei er tief durchatmete.

»Was ordnen Sie an?«

»Gar nichts, Inspektor. Ich möchte nur mit Ihnen zu einer guten Zusammenarbeit kommen.«

»O, das ist angenehm.«

»Sag ich doch. Wo können wir reden?«

»In meinem Büro, Sir. Kommen Sie.« Wir ließen einen neugierigen Beamten zurück.

Er brachte uns in sein Office. Ein wenig Zuchthausatmosphäre lernten wir kennen, gingen durch kahle Gänge und mußten auch eine Gittertür passieren.

Der Inspektor schloß auf, auch seine Bürotür war abgeschlossen. Im Office selbst sah es kaum anders aus, als im übrigen Zuchthaus.

Ziemlich trostlos.

Zwei Besucherstühle bekam er gerade noch zusammen. Hinter dem Schreibtisch nahm er Platz, nachdem er seine Jacke ausgezogen und an einen Haken gehängt hatte.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

»Die Hölle ist los«, erwiderte er leise.

»Man hat zwei Gefangene befreit.«

»Die Grabstein-Bande?«

»Ja, aber woher wissen Sie das?«

Ich winkte ab. »Das ist jetzt egal, ich weiß es eben. Und wie ist es passiert?«

Durnhams Bart zitterte. Aus fast feuchten Augen schaute er uns an.

»Zum Glück haben wir einen guten Zeugen. Einem Mann vom Begleitpersonal ist die Flucht gelungen. Er wurde zwar angeschossen, ist aber nur verletzt und liegt im Krankenhaus. Wir konnten ihn

verhören.«

»Erzählen Sie.«

Wir erfuhren eine so unglaubliche Geschichte, daß sie schon fast wieder glaubhaft war. Der Inspektor berichtete von dem Überfall der Vampire, vom Blutsauger und einem gewaltigen Monster, das er sogar beschreiben konnte.

»Vampiro-del-mar«, flüsterte ich.

Er horchte auf. »Sie kennen ihn?«

»Ja, aber das spielt jetzt keine Rolle. Erzählen Sie weiter.«

Der Inspektor berichtete. Viel mehr konnte er nicht sagen. Auch ein anderer Mann wurde erwähnt, der allerdings kein Vampir war, sondern ein Mensch.

Als ich die Beschreibung hörte, wußte ich ebenfalls Bescheid. »Mr. Mondo«, murmelte ich.

»Das war dann alles«, sagte Durnham. »Ich möchte eine Großfahndung ankurbeln, damit wir die Gefangenen…«

»Nein, nur das nicht.«

»Warum?«

Ich atmete tief durch. »Wenn es wirklich Vampire waren, und alles deutet daraufhin, werden Sie mit einer Großfahndung nichts erreichen können. Glauben Sie mir, das ist nicht drin. Ich habe meine Erfahrungen.«

»Und was sollen wir machen?«

»Sie nichts, Inspektor. Mein Partner und ich werden uns die Angelegenheit durch den Kopf gehen lassen und Mittel ergreifen, die notwendig sind. In welchem Krankenhaus liegt der Patient, sagten Sie?«

»St. Mary's Hospital!«

»Danke, das werden wir finden.«

»Aber Nick Kollowski wird Ihnen nicht mehr als mir sagen können, Mr. Sinclair.«

»Das bleibt abzuwarten. Auf jeden Fall darf ich mich für Ihre Mühe bedanken.«

»Bitte sehr. Ich bringe Sie noch hinaus.«

Der Abschied fiel etwas frostig aus. Ich war sicher, daß er und der Inspektor sich jedoch an die von mir gegebenen Anweisungen halten würden.

Suko entdeckte den Zettel zuerst. Er klemmte unter dem rechten Scheibenwischer. Der Chinese pflückte ihn ab und las. Dann gab er mir den Schrieb.

Um Mitternacht auf dem alten Friedhof.

Gary

Ich schaute Suko an. »Was sagst du dazu?«

»Sie werden nervös und kommen aus den Höhlen«, erwiderte der

Chinese. »Das ist doch immerhin etwas, oder?«

»Zumindest besser als nichts.«

Ich klemmte mich hinter das Steuer und startete. Unser nächstes Ziel war das Krankenhaus.

***

Er lebte und war trotzdem tot.

Er sah die anderen, die ebenso aussahen wie er, aber es interessierte ihn nicht.

Er wollte nur eins: Blut!

Er war gebissen worden, und man riß ihn in den Schacht des süßen Todes, aber er erwachte wieder, sah die Welt erneut, die ihm vertraute Umgebung und erinnerte sich sogar.

Blut…

Dieser Gedanke beherrschte ihn ebenso wie die anderen beiden. Es waren die Gefangenen. Sie trugen noch immer ihre Mäntel, nur zeigten diese an den Kragen rote Flecken. Dort hatten sich die Tropfen in den Stoff gesaugt. Und die Gesichter waren bleicher geworden. Sie schimmerten bläulich, unter den Augen lagen tiefe Schatten, blaß waren die Lippen, nicht einmal rosa, und als die beiden ihren Mund öffneten, waren deutlich die Zähne zu sehen.

Die Gefangenen befanden sich noch im Wagen. Zusammen mit Vampiro-del-mar hockten sie auf der Ladefläche, durch eine Plane vor neugierigen Blicken geschützt.

Der Supervampir saß auf dem Boden. Mit seinem Rücken hatte er sich an die Hinterseite des Fahrerhauses gelehnt. Aus den kalten, gefühllosen Augen schaute er stoisch zu Boden, als würde ihn die Umgebung überhaupt nicht interessieren. Der Wagen stand in einer stillen Seitenstraße. Hin und wieder gingen Menschen vorbei. Dann wurden die Blutsauger jedesmal wach, und aus ihren Mäulern drang manch drohendes Knurren.

Nur einer war gesättigt.

Vampiro-del-mar! Er hatte drei Opfer leergesaugt. Ihr Blut schwamm jetzt in seinem Körper und würde ihn lange genug mit Kräften versorgen.

Doch die anderen dürsteten. Vor allen Dingen Okura. Er hatte sich bewußt in die Nähe der Ausstiegsklappe gehockt. Die erste Fluchtgelegenheit wollte er wahrnehmen.

Er brauchte die Opfer…

Aber Vampiro-del-mar gab acht. Er sorgte dafür, daß Mondos Befehle auch befolgt wurden. Keiner durfte den Wagen verlassen. Erst im Schutz der Dunkelheit konnten sie sich draußen bewegen.

Und so warteten sie.

Stumpf, stoisch…

Die Cornetti-Brüder hockten ebenfalls am Boden, hatten die Beine angezogen und die Maschinenpistolen, die man ihnen gegeben hatte, über die Knie gelegt.

Wie früher sah alles aus, als sie noch normale Menschen gewesen waren.

Jetzt waren sie zwar frei, aber dennoch Gefangene. Sie steckten im Teufelskreis eines Blutbannes, aus dem es nach menschlichem Ermessen kein Entrinnen gab. Es sei denn, man erlöste sie mit einer Silberkugel oder einem ins Herz gestoßenen Eichenpflock, der ihrem unseligen Dasein ein Ende bereitete.

Wieder hörten sie Schritte.

Es waren leichte, schnelle. Und es konnten die eines Kindes sein. So war es auch.

Gary Sorvino kam.

Er war von seinem Vater in den großen Plan eingeweiht worden, und er spielte seine Rolle geschickt. Vor allen Dingen, hatte es der Anwalt verstanden, die Schuld am Tode seines Sohnes John Sinclair in die Schuhe zu schieben. Gary war dementsprechend beeinflußt worden und haßte diesen Mann sehr. Er würde alles tun, um Ralphies Tod zu rächen. So war er zu einem interessanten Verbündeten geworden.

Mondo hatte ihn längst im Rückspiegel gesehen, wie er über den Gehsteig lief.

Rasch öffnete der Monstermacher die Beifahrertür. Etwas atemlos stieg Gary in den Wagen und ließ sich auf den Sitz fallen.

»Hast du Sinclair gesehen?« fragte Mondo.

»Nein.«

»Aber du hast es geschafft?«

»Ja, Sir. Der Zettel klebt an der Frontscheibe.«

»Das ist gut, sogar sehr gut. Und entdeckt hat dich niemand, mein Junge?«

»Nein, Sir.«

»Ausgezeichnet.« Mondo nickte.

»Willst du auch weiter mitspielen, Gary?«

»Natürlich«, antwortete der Junge tonlos. »Sinclair ist schuld am Tod meines Bruders. Er muß auch sterben, so hat es Daddy gesagt. Wir wollen ihn tot sehen.«

»Bravo, du paßt ja fast zu uns. Ein richtiges kleines Früchtchen bist du.« Mondo freute sich darüber, daß der Junge so manipuliert worden war.

Gary Sorvino schaute hinaus auf die Straße. Hier fuhr kaum jemand her. Und wenn, dann wohnte er in einem der Häuser rechts und links, die jedoch nur schwerlich zu sehen waren, weil Bäume und Büsche sie zur Straße hin abdeckten und sie so den Blicken der Passanten entzogen.

Um den Lastwagen, der so friedlich am Straßenrand parkte, kümmerte sich kein Mensch. Und niemand ahnte auch, welch eine brisante Fracht er beförderte.

»Hat alles geklappt?« fragte Gary. Er sprach schon fast wie ein Alter.

»Ja, willst du sie sehen?«

Der Junge schaute den Monstermacher an. »Wenn ich darf, sicher. Ich glaube nicht, daß es sie gibt.«

»Dann überzeuge dich vom Gegenteil.« Mondo öffnete schon die Tür.

»Es gibt hier leider kein Sichtfenster zum Laderaum, wir müssen schon aussteigen.«

Das taten sie auch.

Mondo ging als erster. Ihm bereitete es einen diebischen Spaß, den Halbwüchsigen mit dem Grauen zu konfrontieren. Allein daran war zu erkennen, wie seelenlos dieser Mann war, er besaß kein Gewissen und gehörte zu den Typen, die genau in die verfluchte Mordliga eines Solo Morasso hineinpaßten.

Gary ging mit.

Er schwitzte. Sein schwarzes Haar hing ihm in die Stirn. In seinem Kopf lag ein dumpfes Gefühl, als wäre der Schädel mit Watte gefüllt.

Zudem stand er unter einer innerlichen Spannung, seine Beine schienen mit Blei gefüllt zu sein, aber in seiner Brust loderte die Flamme der Rache.

Sinclair war schuld am Tode seines Bruders. Davon hatte ihn sein Vater überzeugt. Und Sinclair würde dafür büßen müssen, Gary wollte ihn tot sehen.

Er dachte an die Western, die er so oft im TV und im Kino gesehen hatte. Dort rächte man auch den Tod eines geliebten Menschen. Gary war einfach nicht in der Lage, zu differenzieren, er war zu jung, konnte es nicht, sah alles nur schwarzweiß und glaubte den Menschen, die ihm Lügen eingehämmert hatten.

Mr. Mondo war stehengeblieben. Vorsichtig schaute er sich um. Die Straße war leer, dann glitt sein Blick wohlgefällig über die Gestalt des Vierzehnjährigen.

Ja, er war das geeignete Objekt. Auf ihn würde kein Verdacht fallen.

Der Junge konnte Sinclair in die Falle locken. Mondo und die anderen wollten im Hintergrund lauern und eiskalt zuschlagen.

Schon jetzt malte er sich den Triumph aus, wenn ihm gelang, den Geisterjäger zwischen die Finger zu bekommen.

»Paß gut auf, Kleiner«, flüsterte, »ich zeige dir was. Es sind diejenigen, die dir helfen.« Schon machte er sich an der Verkleidung zu schaffen.

Er zog die Bänder auseinander und löste Schnallen, wobei er Gary immer anschaute.

Der Junge war gespannt. Er wollte sie endlich sehen und überzeugt

werden, daß es Vampire gab.

Noch eine Schnalle.

Mondo zog sie auf und lüftete die Plane. »Da, Junge, schau genau hinein.«

Gary Sorvino trat vor. Auf der Ladefläche war es düster, aber es fiel soviel Licht herein, daß er die Gestalten sah.

Vor Schreck hätte er fast geschrien. Er öffnete bereits den Mund, als Mondo seine Hand über die Lippen legte. »Keinen Laut, reiß dich zusammen, sie tun dir nichts.«

Da saßen sie.

Zuerst der grausame Vampiro-del-mar, der seinen Mund aufgerissen hatte und die gefährlichen Zähne präsentierte. Es sah so aus, als würde er gähnen.

Rechts von ihm hockten die Cornetti-Brüder am Boden. Sie waren angezogen wie normale Menschen, doch als sie jetzt grinsten, erkannte Gary die spitzen Eckzähne, die sich über die Lippen schoben.

Auch sie waren Vampire.

Und dicht vor sich, in nächster Nähe, sah er einen dunkelhäutigen Mann, von dem er wußte, daß er zu den Fahrern des Wagens gehörte, den die anderen gestoppt hatten.

Dieses Wesen fixierte den Jungen aus kalten Augen.

Gary bekam Angst. Film war etwas anderes als die Wirklichkeit. Hier wurde er mit dem Grauen konfrontiert, es sprang ihn förmlich an, und er merkte, wie er zitterte.

Angst…

Sie kam, und er dachte daran, ob es richtig war, was er getan hatte.

Zum erstenmal kam ihm der Gedanke. Als hätte Mondo in sein Gehirn hineinschauen könne, flüsterte er die folgenschweren Worte. »Sie werden John Sinclair töten. Er soll keine Chance bekommen. Er hat keine Chance. Er..«

Da geschah es.

Okura drehte durch. Lange genug hatte er auf dem Wagen gesessen.

Der unheimliche Drang war so stark geworden, daß er sich nicht mehr länger beherrschen konnte. Er schoß in die Höhe. Bevor jemand eingreifen konnte, war er schon vorgeschnellt.

Wuchtig prallte er gegen den Jungen, stieß ihn zurück und hieb gleichzeitig mit der Faust nach Marvin Mondo.

Er traf auch. Mondo bekam den Schlag gegen den Hals und wurde ebenso von den Beinen gerissen wie Gary.

Beide lagen am Boden.

Geschmeidig sprang Okura über den Mann und den Jungen hinweg.

Er rannte noch nicht los, blieb stehen, fletschte sein Gebiß, duckte sich dabei, und schaute mit funkelnden Augen in die Runde.

Mondo fing sich als erster, während Gary noch benommen auf dem

Pflaster lag.

»Pack ihn!«

Dieser Befehl galt Vampiro-del-mar. Er war allerdings auch das Startsignal für Okura, den nichts mehr hielt. Er wollte seinen eigenen Weg gehen.

Mit Riesensätzen hetzte er über die Straße, erreichte die andere Seite und sprang mit einem gewaltigen Satz über den Zaun. Wie ein Tier brach er in die Büsche eines Vorgartens ein.

Erst jetzt erschien Vampiro-del-mar. Er wollte noch die Verfolgung aufnehmen, doch Mondos Befehl stoppte ihn.

»Laß es, wir müssen weg!« Mondo hatte nämlich zwei Zeugen gesehen, die soeben aus einem schmalen Vorgarten weg gekommen waren. »Zurück in den Wagen!« zischte er, packte den Jungen und zog ihn zum Führerhaus, wo sie hastig einstiegen.

Mondo knallte die Tür zu.

Dann startete er.

Zwei Augen beobachteten ihn. Es war der dunkelhäutige Vampir.

Endlich hatte er es geschafft. Jetzt hielt ihn niemand auf, wenn er sich Blut beschaffen wollte…

***

Okura wartete in der Deckung eines Gebüschs so lange, bis der Wagen nicht mehr zu sehen war.

Das hatte er nur gewollt. Die anderen waren verschwunden. Nun hatte er freie Bahn. Niemand bemerkte ihn, so jedenfalls glaubte er, doch als er sich aufrichten wollte, spürte er plötzlich die Stäbe im Nacken, und eine Stimme sagte: »Bleib ja sitzen, du verdammter Einbrecher.«

Der Vampir rührte sich nicht. Innerlich mußte er nur lachen. Vor Stunden noch hätte er sich vielleicht gefürchtet, jetzt war alles anders, nun konnte ihm keiner mehr etwas.

»Steh vorsichtig auf!« flüsterte der Mann hinter ihm. »Aber ganz, ganz ruhig, verstanden?«

Okura dachte nicht daran. Er wollte den Mann richtig schocken und dann an sein Blut.

Der Vampir wuchtete sich nach hinten. Damit hatte der Mann nicht gerechnet, die drei Zinken der Mistgabel drangen in den Hals des vor ihm hockenden »Einbrechers«.

Und kein Blut drang aus den Wunden!

Der Mann ließ die Gabel fallen, als wäre sie kochendheiß geworden.

Er starrte auf den Rücken des angeblichen Einbrechers. Die Zinken steckten im Fleisch, so tief, daß sie das Werkzeug im Gleichgewicht hielten und der Holzstiel auf- und niederwippte, als sich der dunkelhäutige Blutsauger in die Höhe schraubte.

Langsam drehte er sich um. Dabei hob er den rechten Arm, griff über seine Schulter hinweg und zog die Forke aus seinem Nackenfleisch.

Zugleich öffnete er den Mund, wobei er die nadelspitzen Vampirzähne präsentierte.

Der Hobbygärtner, ein Pensionär, bekam große Augen. Er begann zu schlucken, sein Adamsapfel hüpfte aufgeregt von oben nach unten. Was er sah, wollte er nicht begreifen, aber er ahnte, was dieser Mann von ihm wollte.

Wozu hielt er wohl die Forke wurfbereit in der Hand wie einen Speer?

Da drehte der Gärtner durch. Bevor Okura die Forke schleudern konnte, machte er auf dem Absatz kehrt und rannte fluchtartig weg, wobei ihm zugute kam, daß er von hohen Blumen, Büschen und Bäumen gut gedeckt wurde.

Der Kerl schleuderte die Forke zwar noch, aber durch instinktives Abducken wich der Gärtner aus, so daß ihn die zweckentfremdete Waffe verfehlte.

Schreiend rannte der Mann auf das Haus zu, dessen Terrasse am Hinterausgang in knallroten Fliesen leuchtete.

Okura hatte ihn erst verfolgen wollen, sich es doch anders überlegt, da noch mehr Personen im Haus waren, deren Stimmen er auch vernahm.

Stattdessen machte er kehrt, schwang sich über den Zaun und setzte seine Flucht fort.

Er besaß einen großen Vorteil. Die Stadt war seine Heimat. Er kannte zahlreiche Menschen, und er wußte hier Bescheid. Allerdings übersah er die Nachteile nicht. Einige kannten ihn zu gut, deshalb wollte er verschwinden. Jedoch nicht ohne fahrbaren Untersatz. Sich ein Motorrad zu beschaffen, sah der Blutsauger als eine Kleinigkeit an. Er wußte längst, in welche Richtung er zu gehen hatte und wo die Chancen für sein Unternehmen am besten standen…

***

Nun hatten wir es aus dem Mund eines Zeugen erfahren. Vampiro-del-mar und Mr. Mondo befanden sich in der Nähe. Sie hatten die Gefangenen befreit und nicht nur das. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß ein Supervampir sich Opfer wie die Cornetti-Brüder entgehen ließ.

Die würde er ebenfalls zu Blutbestien machen, wie auch den dunkelhäutigen Kollegen des Geflüchteten.

Der Mann hieß Jack Okura und befand sich unserer Meinung nach ebenfalls bei den Blutsaugern. Wir hatten es demnach mit vier Vampiren zu tun und Mr. Mondo. Allerdings war Vampiro-del-mar so gefährlich, daß man ihn dreifach zählen konnte.

Der Parkplatz lag vor dem Krankenhaus. Die starken Zweige und Äste hoher Platanen breiteten sich über den Dächern der abgestellten Wagen aus. Dunkelgrün schimmerte das Laub. Der Nachmittag war inzwischen schon fast vorbei, die Sonne senkte sich bereits tiefer. Jetzt im August waren auch die Tage nicht mehr so lange.

»Dann werden wir wohl noch bis Mitternacht warten müssen«, meinte Suko, als wir in den Bentley stiegen.

»Sieht so aus.«

Es paßte mir überhaupt nicht. Dieses verdammte Warten verfluchte ich bereits seit einiger Zeit, ich ärgerte mich schwarz über solche Fälle, wo wir nur hinterher rannten, aber manchmal steckte wirklich der Wurm drin. Die Gegenseite war uns immer um eine Fußlänge voraus, sie würde es auch bleiben, bis zu unserem mitternächtlichen Treffpunkt auf dem alten Friedhof.

Im Krankenhaus hatte ich mir an einem Kiosk einen Stadtplan gekauft.

Zusammen mit Suko studierte ich ihn und kreuzte die Lage des alten Friedhofs an.

»Da müssen wir hin.«

»Der liegt ja außerhalb«, meinte der Chinese.

Ich nickte. »Und gar nicht mal weit von unserem lieben Zuchthaus entfernt.«

»Siehst du da Parallelen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Zufall.« Dann faltete ich den Plan zusammen und griff zum Autotelefon.

»Wen willst du anrufen?«

»Durnham. Vielleicht hat sich etwas Neues ergeben. Eine Spur oder so.«

»Glaube ich kaum.«

Ich war zwar Sukos Meinung, versuchte es trotzdem. Den Inspektor bekam ich sofort an die Strippe, doch auch er konnte mir nichts Neues mitteilen.

»Wieder zum Hotel?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, mein lieber Suko. Ich bin dafür, daß wir uns die Umgebung des Friedhofs einmal anschauen. Später ist mir das zu dunkel.«

»Die Idee ist gut.«

»Wie immer.«

»Angeber.«

Wir rollten dem Ausgang zu. Das große schmiedeeiserne Tor stand offen. Bogenförmig war in ebenfalls schmiedeeisernen Buchstaben der Name des Krankenhauses über dem Tor zu lesen. Das Gebäude war alt.

In seinen Mauern lebte noch das vorige Jahrhundert.

Suko dirigierte mich. Er hatte die Karte auf den Knien liegen. Zum Glück brauchten wir nicht durch die City von Faversham. Wenn die Straßen dort genauso eng waren wie hier, dann Gute Nacht. Es ging in Richtung Norden. Ich hatte das Fenster geöffnet. Frische, herrliche Sommerluft strömte in den Wagen. Wir hörten auch die Geräusche des fließenden Verkehrs und das Splittern einer Scheibe.

»Verdammt!« fluchte Suko, »da ist was los!«

»Und wie«, sagte ich, wobei mein Fuß das Gaspedal drückte…

***

Okura, der Vampir, brauchte die normalen Wege nicht zu benutzen. Er kannte sich in der Stadt aus, wußte von Schleichwegen, engen Gassen und Pfaden, die durch und über unbebaute Grundstücke führten.

Er wurde zwar von einigen Leuten gesehen, das jedoch machte ihm nichts aus. Für einen Einbrecher oder Dieb hielt man ihn nicht, schließlich trug er noch die Uniform des Transportbegleiters.

Sein Ziel war das Jugendzentrum. Es stand leider nicht einsam, sondern war voll in das Städtische Leben integriert worden. Das Backsteingebäude befand sich dort, wo es auch Geschäfte gab.

Lebensmittelläden, ein Konfektionsgeschäft, zwei Bäckereien, eine Fleischerei.

Die Jugendlichen trafen sich gegen Abend in dem rötlich schimmernden Backsteinbau, bei dem erst vor kurzem die Scheiben ausgetauscht worden waren. Breite Fenster zierten das Gebäude. Man hatte einen guten Ein- und Ausblick.

Die meisten Jugendlichen waren motorisiert. Und sie stellten ihre »Öfen« an einer bestimmten Stelle ab. Einem Lebensmittelgeschäft gegenüber, wo ein schmaler Weg in den kleinen Park führte, der sich rechts dem Jugendzentrum anschloß.

Die Maschinen blitzten im Schein der Sonne. Es waren nur wenige starke Feuerstühle darunter, denn die konnten sich die Jugendlichen nur schwer leisten.

Soeben donnerte abermals eine schwere Maschine an. Schwer und dennoch leicht war diese Honda, und die Augen des Vampirs blitzten, als er das Motorrad sah.

Okura war auf der gegenüberliegenden Seite stehengeblieben und beobachtete. Er hatte sich unter das Dach eines kleinen Vorbaus zurückgezogen, sah, wie der Jugendliche auf den kleinen Parkplatz fuhr und seine Maschine stoppte.

Breitbeinig blieb er noch im Sattel sitzen, wobei er seine Füße auf den Boden stützte.

Gelassen nahm er seinen Helm ab. Feuerrotes und bis zur Schulter reichendes Haar wurde aufgeschüttelt und glänzte noch stärker, als

Sonnenstrahlen darauf fielen.
Der Vampir war überrascht.
Der Fahrer war ein Mädchen. Und eine tolle Puppe, die lässig den Reißverschluß ihrer Lederjacke aufzog, dann von der Maschine stieg und sie aufbockte.
Den Helm nahm sie mit, als sie das Jugendzentrum ansteuerte.
Genau diese Honda konnte dem Vampir gefallen. Sie war leicht, wendig, dennoch schnell, und sie war nicht gesichert oder abgeschlossen worden, wie er sehr genau festgestellt hatte.
Auf der Straße und den Gehsteigen herrschte zwar Betrieb, doch die Passanten würden sich kaum um ihn kümmern, wenn er sich an der Maschine zu schaffen machte.
Er schlenderte über die Fahrbahn.
Fast war die Sonne versunken. Sie schleuderte noch ein letztes Mal ihre sengenden Strahlen in das Gesicht des Vampirs. Jetzt merkte er es doch. Sonnenlicht tötete ihn zwar nicht, aber es schwächte ihn. So völlig anders wie seine Artgenossen war er auch nach dem Biß Vampiro-del-mar nicht.
Als er die andere Straßenseite erreichte, taumelte er. Zum Glück für ihn filterte das Grün der Bäume das meiste Sonnenlicht, so daß er sich wieder erholen konnte. Er wankte auf einen Baumstamm zu, hielt sich daran fest und sackte in die Knie.
Hier war es schattig und kühl…
Allmählich nur kam er auf die Beine. Zudem hatte er Glück. Eine Wolke verdeckte den größten Teil der Sonne, das kam dem Vampir zugute, er konnte sich wieder erholen.
Von Sekunde zu Sekunde ging es ihm besser. Sein Blick klärte sich, war auch nicht mehr so eingeengt, und er sah die Menschen auf der Straße, die sorglos daherschritten und nicht ahnten, wer sich da in ihrer Nähe bewegte.
Für einen Moment wurde der Drang wieder urgewaltig. Am liebsten wäre der Vampir losgestürzt und hätte sich gegen den erstbesten geworfen, doch er hielt sich mühsam zurück. Noch war die Zeit nicht reif, er würde sein Blut bekommen.
Erst einmal mußte er alles vorbereiten. Zwar kamen hin und wieder Jugendliche, die in das Zentrum wollten, es wurde auch von einigen verlassen, doch auf die Maschinen und abgestellten Fahrräder achtete keiner.
Wer sollte hier schon etwas stehlen?
Die Honda hatte der Vampir nach wie vor im Blick. Damit konnte er etwas anfangen, sie war schnell, beweglich und nicht so leicht zu fangen. An die anderen dachte er nicht mehr. Sollten sie zusehen, wie sie sich herumschlugen und durchkämpften, er war sein eigener Herr.
Neben der Maschine blieb er stehen. Sie war in der Tat nicht

abgeschlossen. Der Lack glänzte wie frisch geputzt. Ein rascher Kick, und der Ständer schnappte hoch.

Jetzt konnte er starten.

Der Vampir schwang sich auf den Sattel. Okura war ein Schlüsselspezialist. Er hatte mal eine Feinmechanikerlehre mitgemacht und konnte die kompliziertesten Schlüssel herstellen. Im Knast war er dafür bekannt gewesen. Die Schlösser dort konnten nur von ihm geknackt werden, denn er hatte die meisten erfunden. Und er trug immer ein kleines Besteck mit Spezialschlüsseln bei sich. Geeignet nicht nur für Autos, sondern auch für Zündschlüssel. Normalerweise war dies verboten, aber Okura ging darüber hinweg. Oft genug hatten ihm seine Schlüssel auch im Dienst gute Hilfe geleistet, seine Vorgesetzten drückten deshalb beide Augen zu.

Rasch hatte er den passenden gefunden.

Start!

Der Motor spuckte ein wenig, lief dann gleichmäßig, und der satte Sound war Musik für die Ohren.

Eine Sekunde später hatte er Pech.

Das rothaarige Mädchen kam noch einmal zurück. Sie hatte was vergessen, ging durch die Tür und achtete gar nicht auf die abgestellten Feuerstühle, sondern wurde erst aufmerksam, als sie ein sattsam bekanntes Geräusch vernahm.

Das einer startenden Honda.

Da schaute sie auf.

Und sie sah einen Fremden auf der Maschine hocken!

Andere Mädchen hätten losgeschrien und einen wahnsinnigen Terror gemacht. Sie schrie auch, aber vor Wut, dann rannte sie los, dann sie wollte den Dieb aus dem Sattel reißen.

Die Distanz war nicht groß. Ein paar Schritte nur, und sie hatte die Maschine erreicht.

Der Vampir fuhr soeben an.

»Du Bastard!« brüllte die Rothaarige, sprang vor, und es gelang ihr tatsächlich, den Blutsauger am linken Arm zu umklammern.

Okura gab Gas.

Plötzlich wurde die Honda schnell, doch das Mädchen ließ nicht los.

Die Rothaarige merkte, wie ihre Füße vom Boden gerissen wurden, sie wurde mitgeschleift, befand sich schon auf der Straße und vernahm das Hupen der Fahrzeuge.

Dann radierten Reifen über den Asphalt. Einige Fahrer hatten auf die Bremse getreten, denn wie ein Geist war die querfahrende Honda vor ihren Autos aufgetaucht.

Sie raste über die Straße.

Eisern hielt das Mädchen fest. Durch ihren Griff sorgte sie dafür, daß der Dieb nicht lenken konnte. Sie versuchte sich zu fangen, taumelte

halb neben und halb hinter der Honda her, aber sie ließ nicht los.

Und sie hatte Glück, während der Vampir in diesen Augenblicken vom Pech verfolgt wurde.

Da war der Randstein und dahinter der schmale Gehsteig.

Menschen blieben stehen, Frauen schrien vor Schreck, sprangen hastig zurück, und für das Girl wurde der kantige Randstein zum Verhängnis. Sie stolperte und fiel hin.

Dabei schrammte sie sich das Kinn auf und bekam auch harte Stöße gegen die Ellbogen.

Der Vampir jedoch konnte nicht mehr stoppen. Geradeaus jagte er weiter.

Und da war die große Scheibe des Lebensmittelladens. Mit einem letzten Schlenker versuchte Okura, die Maschine herumzureißen, es gelang ihm nicht mehr.

Schräg fuhr er in die Scheibe.

Es war wie im Film.

Plötzlich fiel sie auseinander, zerbrach in Tausende von Splittern, die wie ein glitzernder Regen in das Geschäft sprühten. Drei Kunden befanden sich im Laden.

Es waren Frauen, die mit der Besitzerin des Geschäftes ein Schwätzchen gehalten hatten. Was auf der Straße vorging, hatten alle drei nicht gesehen. Jetzt ließ der Krach sie herumfahren, und dann sahen sie etwas Großes, Schwarzes wie ein Geschoß in das Geschäft hinein rasen. Es zerstörte die Auslagen und kippte mit heulendem Motor und durchdrehenden Reifen um.

Eine Kundin wurde von der schleudernden Maschine umgerissen. Die Frau fiel in die Obstauslagen, während die Honda gegen die Theke krachte, das Holz knickte und den rechten Glasaufsatz, unter dem sich die Wurstwaren befanden, völlig zerfetzte.

Die Frauen schrien.

Eine war verletzt. Blut rann über ihr Gesicht. Stocksteif standen die übrigen drei da. Niemand von ihnen rechnete im Ernst damit, daß der Fahrer auf die Füße kommen würde.

Doch er stand auf.

Und er lächelte, wobei er seine beiden Vampirzähne zeigte…

***

Wir kamen nicht mehr weiter.

Schon nach wenigen Yards mußte ich voll auf die Bremse, weil stehende Fahrzeuge die Straße versperrten.

Zum Glück hatte mein Hintermann aufgepaßt. Er stoppte ebenfalls rechtzeitig und vermied so einen Auffahrunfall.

Ich sprang aus dem Wagen.

Auch Suko war schnell draußen. Gemeinsam rannten wir dorthin, wo

wir das Splittern gehört hatten.

Ich hatte schon oft erlebt, daß bei einem ungewöhnlichen Ereignis die Menschen nur wie Statisten herumstanden, bevor sie überhaupt begriffen, was geschehen war.

So ging es hier auch.

Die Passanten standen mir im Weg, ich mußte sie zur Seite drängen und sah das rothaarige Mädchen halb auf der Straße und halb auf dem Gehsteig liegen.

»Kümmere du dich um sie!« schrie ich Suko zu, sprang über das Girl hinweg und sah die zerbrochene Scheibe.

Der Fahrer war in das Schaufenster eines Lebensmittelgeschäftes gerast. Und ich hörte die Schreie.

Plötzlich wurden meine Augen groß. Dieser Mann, dabei konnte es sich nur um den Fahrer handeln, trug die Uniform eines Gefängnisbeamten. Er hielt mit beiden Händen eine Frau gepackt, die er in das Geschäft schleifte. Für einen winzigen Augenblick wandte er mir sein Gesicht zu.

Ein bleiches, blutleeres Gesicht. Mit verzerrten Zügen, einem aufgerissenen Mund und zwei gefährlichen Zähnen.

Da hatte ich einen Vampir vor mir!

Ich nahm nicht den Weg durch das zerstörte Schaufenster, sondern rannte in die offenstehende Tür hinein. Ein Sprung brachte mich in den Laden.

Der Vampir hatte sich zurückgezogen. Hinter der Theke sah ich eine schmale Tür, die ins Lager führte. Von dort drangen die Hilfeschreie an meine Ohren.

Mit einem Satz flankte ich über die Theke, hörte ein Klatschen und Wimmern.

Mein Gesicht verkantete. Blitzschnell zog ich die Beretta. Mit einer Silberkugel konnte ich den Blutsauger erledigen, das stand fest.

Im Geschäft war es hell gewesen, im Lager herrschte jedoch ein komisches Zwielicht.

Düster zumeist. Von irgendwoher fiel Licht in schrägen Bahnen ein. Es leuchtete jedoch nicht meine unmittelbare Umgebung aus, sondern den Hintergrund des Lagers.

Von dort hörte ich auch die Geräusche.

Der Vampir war verdammt schnell gewesen und hatte sich mit seinem Opfer verzogen.

Ich durfte nicht mehr zögern.

Einen etwas breiteren Gang sah ich vor mir. Er durchschnitt das Lager, in dem die Holzregale bis zur Decke reichten. Es roch nach Waschmitteln und Seife.

Dann wackelte rechts neben mir ein Regal. Bevor es fallen konnte, hielt ich es fest. Trotzdem kippte mir von oben ein Karton entgegen.

Hastig zog ich den Kopf ein und drehte mich, sonst hätte mich das Ding noch getroffen. So prallte der Karton neben mir zu Boden und platzte dabei auf. Zwei Konservendosen rollten heraus.

Aber ich wußte jetzt, wo der Blutsauger lauerte. Hinter dem Regal.

Zeit, erst dorthin zu laufen, hatte ich nicht, deshalb räumte ich in Augenhöhe ein paar Fischkonserven zur Seite, so bekam ich freies Blickfeld.

Das Gesicht einer älteren Frau starrte mich an. Blaß, bleich und zwei Blutstreifen am Hals, die ihren Ursprung in den Bißstellen hatten, die nur von dem Vampir stammen konnten.

Ich hatte den rechten Arm erhoben, die Mündung zeigte auch auf das Gesicht, aber ich brachte es einfach nicht fertig, zu schießen. Dafür warf ich mich herum, denn ich wollte den Blutsauger.

Vom Laden her hörte ich Stimmen, auch die Trillerpfeife eines Polizisten. Das fehlte mir noch, daß jetzt mehrere Leute in das Lager stürmten und alles durcheinander brachten. Da ich auch Sukos Stimme vernahm, schrie ich: »Halte sie zurück!«

Ob Suko es schaffte, wußte ich nicht, ich mußte mich um den Vampir kümmern.

Ich hörte seine Schritte.

Aber auch meine waren zu vernehmen, denn die Holzdielen knarrten.

Trat ich stärker auf, klang es dumpf.

Wahrscheinlich wollte der Vampir verschwinden. So jedenfalls rechnete ich. Am besten konnte er durch ein Fenster steigen, sie lagen an der Rückseite des Lagers.

Als ich mit schußbereiter Beretta den Gang durchschritten hatte, sah ich die Wand schon vor mir.

Und die Fenster.

Schmal und hoch waren sie.

Im gleichen Moment zersplitterte links von mir eine Scheibe. Sofort kreiselte ich herum, sah den Vampir auch und gleichzeitig das Wurfgeschoß.

Es war ein schwerer Karton. Mein Gegner hatte ihn hochgewuchtet und auf die Reise geschickt.

Ausweichen konnte ich nicht mehr. Mir blieb noch die Chance, beide Arme hochzureißen. Kaum hatte ich mein Gesicht geschützt, da krachte der Karton schon gegen die Deckung.

Es war ein ungeheurer Aufprall. Ich flog zurück, konnte mich nur mühsam auf den Beinen halten, zog den Kopf zwischen die Schultern, und dann fiel mir der verfluchte Karton noch auf die Füße.

Es tat höllisch weh. Fast schoß mir das Wasser in die Augen, aber ich biß die Zähne zusammen und dachte an den gefährlichen Blutsauger, der auf keinen Fall entkommen durfte.

Der dunkelhäutige Vampir war inzwischen aus dem Fenster

geklettert.

Ich humpelte auf die Stelle zu und schaute nach draußen. Die Beretta hielt ich fest.

Mein Blick fiel in den Hof. Dort stand ein Caravan neben drei vollen Mülltonnen. Einen Gartenzaun sah ich und zwei Personen.

Suko und den Vampir.

Der Vampir stand am Zaun. Suko hielt sich im schrägen Winkel zu ihm auf.

Eine gute Schußdistanz, wie ich fand.

Das meinte Suko auch, er hielt die Beretta in der Rechten und drückte ab.

Die Kugel traf den Blutsauger in die Brust. Der Vampir machte einen Sprung und krachte gegen den Zaun, der sein Gewicht nicht aushielt und auf der Stelle zusammenbrach.

In die Trümmer fiel der Blutsauger, wo er auch liegenblieb. Suko hatte mich gesehen. Er hob die Hand zum Gruß und schritt langsam auf den Vampir zu.

Ich blieb zurück.

Der Chinese bückte sich nicht einmal, als er neben dem Vampir stoppte. Er sah auch sie, daß diese blutsaugende Bestie keine Gefahr mehr darstellte.

Zufrieden nickte er.

Ich wandte mich ab. Suko hatte gut reagiert und die Chance genau erkannt. Mir jedoch fiel die Frau ein, die von dem Blutsauger als Geisel genommen worden war. Sie mußte sich noch irgendwo im Lager befinden.

Wo ich sie entdeckt hatte, dort befand sie sich nicht mehr. Zufällig sah ich dorthin, wo der Weg in den Laden führte und entdeckte die Frau.

Sie drehte mir den Rücken zu. »Bleiben Sie stehen«, sagte ich.

Die Frau gehorchte. Dann drehte sie sich langsam um. Ich war vorgegangen und stoppte ebenfalls meinen Schritt.

Sie schaute mir ins Gesicht. Es gab mir einen Stich, als ich die beiden gelblich schimmernden Zähne sah, die aus ihrem Oberkiefer wuchsen.

Der Blutsauger hatte es geschafft und sie tatsächlich zu einem Opfer gemacht. Tief atmete ich durch.

Es waren schreckliche Sekunden, aber ich mußte es tun, es gab keine andere Möglichkeit. Ließ ich die Frau am Leben, würden Blut und Tränen ihren weiteren Weg zeichnen.

Diese Augenblicke in meinen Beruf verfluchte ich. Ich fühlte mich dann elend und schlimm und hatte manchmal das Gefühl, ein Mörder zu sein.

Hart biß ich die Zähne zusammen.

Sie aber kam näher. Ihr Lächeln war falsch und böse, sie dachte nur

an mein Blut. Die Arme hatte sie vorgestreckt, mit dem Zeigefinger winkte sie.

Ich schloß die Augen, als ich abdrückte.

Trotzdem hörte ich den Einschlag der Kugel und wußte nun, daß alles vorbei war.

Mein Arm sank nach unten. Die Frau fiel zu Boden. Sie schlug auf die Dielen und blieb liegen. In Herzhöhe hatte sie meine geweihte Silberkugel getroffen.

Natürlich war der Schuß nicht ungehört geblieben. Drei Polizisten stürmten in das Lager, wobei sie sich in der engen Tür gegenseitig behinderten. Die Blicke des ersten Mannes fielen auf die Frau.

Kreidebleich wurde er und funkelte mich an.

»Mörder!«

Er stieß mir das Wort ins Gesicht, und ich schüttelte den Kopf. »Nein Officer, ich bin kein Mörder. Ich mußte die Frau töten.«

»Mrs. Plankton?«

»Ja, sie war ein Vampir.«

Er schaute mich an und glaubte mir nicht. Seine beiden Kollegen hielten die Waffen in den Händen. Die Mündungen zeigten auf mich.

Verständlicherweise fühlte ich mich unbehaglich.

»Stecken Sie Ihre Pistolen wieder weg«, sagte ich. »Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Yard-Beamter.«

So ganz wollten sie es nicht glauben. Erst als ich meinen Ausweis hervorholte und ihnen das Dokument zeigte, da waren die Beamten zufrieden.

»Was ist eigentlich passiert?« wurde ich gefragt.

»Genau weiß ich es auch nicht«, erwiderte ich und drängte mich zwischen die Beamten, um in den Laden zu gehen, den Suko bereits wieder durch den Haupteingang betreten hatte. Zahlreiche Neugierige standen davor.

Inmitten des Chaos war das Telefon unbeschädigt geblieben. Die Nummer des Inspektors hatte ich mir gemerkt. Sofort bekam ich ihn an die Strippe.

Er schwieg, als ich ihm berichtete, was vorgefallen war. Nach einer Weile erst sagte er: »Ich komme.«

Wir warteten solange. Einen Gegner hatte ich erledigt. Es war schwer genug gewesen. Wie würden die anderen reagieren? überlegter?

Wahrscheinlich, denn jeder für sich allein war zwar gefährlich, aber wenn er Suko oder mir gegenüberstand, doch ziemlich hilflos.

Diese Vampire durften nur nicht mit anderen Menschen in Berührung kommen.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Die Polizisten hatten weitere Verstärkung bekommen und drängten die Zuschauer zurück. Sogar die Straße wurde für den Verkehr gesperrt.

Die Kundin, die in die Obstauslagen gefallen war und sich dabei verletzt hatte, war abtransportiert worden.

Nach etwa zehn Minuten traf Inspektor Durnham ein. Er war bleich und nickte uns zu.

»Gehen wir in den Hof«, sagte ich.

Suko schloß sich uns an. Er zeigte uns auch den Hinterausgang, den wir nehmen konnten.

Im Hof lag der Vampir. Er löste sich nicht auf, dazu war er noch nicht lange genug ein Blutsauger, doch die Zähne waren nicht mehr zu sehen.

Halboffen stand sein Mund.

»Das ist Jack Okura«, flüsterte der Inspektor heiser. »Mein Gott, was ist hier nur los?«

Da sagte er etwas.

»Suko hat ihn erschossen.«

Der Inspektor schaute mich an. »Es gab wohl keine andere Möglichkeit.«

»Nein. Zudem hatte er sich eine Geisel genommen und sie ebenfalls gebissen.«

»Ist sie auch tot?«

Ich nickte. »Damit Sie sich vorstellen können, in welcher Gefahr die Stadt und deren Menschen schweben, habe ich Ihnen das alles berichtet.«

»Kann man denn nichts tun?« fragte Durnham.

»Ja, man kann etwas tun«, gab ich zurück.

»Man kann sie mit Silberkugeln oder Eichenpfählen vernichten. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Wenn sie weiterleben, werden sie immer wieder Blut saugen, sie finden neue Opfer, machen diese zu Vampiren, die ihrerseits weiterhin auf Blutsuche gehen. Das ist wie ein Schnellballsystem, fängt einer an, so können es hinterher Hunderte werden.« Ich sprach mit aller Dringlichkeit. »Ein Vampir in der Stadt reicht aus, um alle anderen Bewohner zu infizieren. Deshalb müssen wir diese Pest mit aller Kraft bekämpfen, die uns zur Verfügung steht.«

Durnham hielt den Kopf gesenkt und nickte dabei. »So langsam merke ich, daß Sie recht haben, Mr. Sinclair. Es war für mich ein Schock, ich mußte erst umdenken, verstehen Sie.«

»Klar, Inspektor.«

»Wir haben es noch mit mindestens drei Vampiren zu tun«, meinte Suko. »Die beiden Cornetti-Brüder und auch Vampiro-del-mar, der das gefährlichste Wesen ist. Hinzu kommt noch Mondo.«

Der Inspektor schaute meinen Partner an. »Wieso mindestens?« fragte er.

»Weil keiner von uns weiß, ob sich die Blutsauger nicht inzwischen neue Opfer geholt haben«, antwortete der Chinese ernst.

Durnham nickte schwer. »Daran darf ich gar nicht denken«, murmelte er.

Ich schlug ihm auf die Schultern. »Lassen Sie sich mal keine grauen Haare wachsen. Diese Blutsauger haben es in aller Regel auf uns abgesehen, und wir werden uns auch stellen.«

»Und wenn Sie verlieren?«

Es war eine berechtigte Frage, auf die ich auch keine Antwort wußte.

»Was ist dann? hakte er nach. Dann müssen Sie versuchen, die Bestien und uns zu töten. Sie wissen ja, Eichenpfähle, Silberkugeln. Sollte dies tatsachlich eintreten, rufen Sie meine Dienststelle in London an und lassen sich Sir James Powell geben, meinen Vorgesetzten. Er weiß, was zu tun ist.«

Der Inspektor nickte. Er war blaß geworden. Verständlich. Es war nicht einfach, meine Worte zu verkraften.

***

Sie hatten den Wagen in ein kleines Waldstück gefahren, das direkt neben dem Friedhof lag. Das Gelände stand im Begriff, umgebaut zu werden. Man rodete Bäume, planierte und wollte aus dem Wald einen kleinen Park machen, denn ganz in der Nähe lag das Altersheim. Der grüne Flecken lag zwischen Friedhof und dem Hort für alte Menschen.

Mit dem Ausschachten war begonnen worden. Die Schaufeln der Bagger hatten sich tief in die Erde gefressen und besonders an einer Stelle, wo ein kleiner Pavillon entstehen sollte.

Hier standen auch mehrere Bauwagen sowie ein kleiner Kran. Der Fahrer, Marvin Mondo, lächelte, als er das sah. Wenn er den Wagen hier abstellte, fiel er nicht auf.

Neben dem Kran stoppte er. Den Schock über das Verschwinden des dunkelhäutigen Vampirs hatte er überwunden. Es paßte ihm zwar nicht, daß dieses Wesen außerhalb seiner Kontrolle geraten war, das ließ sich jedoch nicht mehr ändern.

Natürlich wollten auch die anderen drei Vampire ihre Opfer. Dagegen hatte Mondo nichts, allerdings erst später, nachdem John Sinclair erledigt war.

Der Geisterjäger war wichtiger. Er stand an erster Stelle auf der Todesliste.

Auch der Junge stieg aus. Auf Gary Sorvino sollte Mondo achten. Ihm durfte nichts passieren, und er würde auch die beiden Cornettis zurückhalten.

Die Sonne war gesunken. Jetzt, wo ihre wärmenden Stahlen nicht mehr auf die Erde fielen, kühlte es merklich ab. Die Luft wurde auch schon feucht und erste Spinnweben zitterten zwischen den Zweigen der Bäume. Ein Zeichen, daß der Herbst nicht mehr weit entfernt war.

Bevor Marvin Mondo die Ausstiegklappe öffnete, schaute er sich

sorgfältig um.
Die Luft war rein.
Niemand hielt sich in der Nähe auf. Und jenseits des Platzes, wo das Altersheim lag, war es sowieso ruhig.
Wieder öffnete Mondo die Verschlüsse. Diesmal brauchte er sich nicht allein darum zu kümmern. Auf der Ladefläche waren die Cornetti-Brüder aufgestanden und halfen von innen mit. Bevor sie zu sehen waren, erschienen die Mündungen der beiden Maschinenpistolen.
Der Junge zuckte zurück.
Die Brüder aber lachten rauh. Sie schlugen die Plane zurück und sprangen auf den weichen Lehmboden, wo sie sofort, nach zwei Seiten, breitbeinig stehenblieben und ihre Maschinenpistolen in Anschlag hielten.
Alte Gewohnheiten legten sie eben auch als Vampire nicht ab.
Vampiro-del-mar verließ ebenfalls das Versteck. Als er stand, reckte er seinen schaurigen, aber auch mächtigen Körper und breitete die Arme aus. Er öffnete das Maul und präsentierte sein gefährliches Gebiß.
Marvin Mondo verschloß die Klappe nicht mehr. Er schaute dafür auf seine Uhr.
Etwas mehr als vier Stunden hatten sie noch Zeit, dann brach die Tageswende an. Sie konnten sich einiges einfallen lassen und vor allen Dingen günstige Plätze suchen, um Sinclair in Empfang zu nehmen.
Der Friedhof lag in der Nähe. Es war die Stätte, an die die Cornelli-Brüder nicht gern zurückdachten, denn dort hatte man sie geschnappt.
Sie waren auch dagegen gewesen, den Friedhof als Treffpunkt zu benutzen, aber Mondo bestimmte, und allein sein Wort galt. Alles andere war unwichtig.
Er gab Vampiro-del-mar ein Zeichen. Der Supervampir übernahm sofort die Führung, und die beiden anderen Blutsauger schlossen sich ihm an. Mondo und Gary machten den Schluß.
Der Junge hielt den Kopf gesenkt. Erst in letzter Zeit war ihm zu Bewußtsein gekommen, auf welch ein gefährliches Spiel er sich da eingelassen hatte. Handelte er überhaupt richtig mit dem, was er vorhatte? Dieser Mondo war ein Mensch, vor dem man sich fürchten konnte. Noch nie hatte der 14-jährige Gary soviel Haß erlebt, wie bei dem Mann mit der randlosen Brille. Dabei sah er so harmlos aus, aber er strahlte eine Kälte aus, die einen anderen frösteln ließ. Gary Sarvino merkte dies sehr deutlich, und immer wieder dachte er an den vergangenen Tag zurück.
Wie war das noch gewesen? Traf diesen John Sinclair wirklich die Schuld am Tod seines Bruders? Oder war es nicht eher umgekehrt der Fall gewesen? Hatte der Geisterjäger nicht alles verhindern wollen?

Waren durch seinen Einsatz nicht zahlreiche Jugendliche gerettet worden?

Wenn der Junge sich diese Fragen stellte und auch darüber nachdachte, um so mehr geriet er aus dem innerlichen Gleichgewicht.

Es war wirklich ein Durcheinander in seinem Kopf, er wußte nicht, wie er reagieren sollte. Klar, sein Vater hatte ihm genau erklärt, was er tun sollte, aber er fragte sich, ob er wirklich im Recht war.

Einen zweifelnden, mißtrauischen Blick warf er von der Seite her auf Mr. Mondo.

Der bemerkte ihn sofort. »Ist etwas mit dir, Gary?«

»Nein, alles okay.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Doch.«

»Du dachtest nach, nicht?« Die Frage klang lauernd.

»Ja, Mr. Mondo, ich habe nachgedacht.«

»Und worüber?«

Der Junge war froh, daß Mondo keine Gedanken lesen konnte. »Über alles eben.«

»Das ist dein gutes Recht, Junge. Aber denke immer daran, daß es John Sinclair gewesen ist, der die Schuld am Tode deines Bruders Ralph trägt.«

»Das habe ich nicht vergessen, Sir.«

»Hoffentlich, mein Kleiner, hoffentlich. Du bist groß mit eingestiegen. Enttäusche uns nicht, das würde auch dein lieber Vater sehr bedauern.«

Gary nickte.

Sie hatten inzwischen den Friedhof erreicht. Hier wurde schon lange keiner mehr begraben. Seit zehn Jahren nicht. Aber dennoch waren viele Gräber gepflegt. Wenn auch auf den Wegen das Unkraut wuchs, so hatten die Angehörigen der hier liegenden Toten die letzten Ruhestätten vom Umkraut befreit und frische Blumen hingestellt oder angepflanzt.

Die Vampire hatten keinerlei Respekt vor den Gräbern. Sie nahmen auch nicht die Wege, sondern gingen querbeet, trampelten über die Grabstätten, um ihr Ziel möglichst rasch zu erreichen.

Es war eine der düstersten Ecken des Friedhof. Hier standen große Trauerweiden, deren Zweige nach unten hingen und bald über den Boden schleiften. Sie deckten auch einige flache Gräber ab, wo nur die grauen Steine wie Mahnmahle an die Zurückgebliebenen aus dem Boden ragten.

Hier hatte die Übergabe des Lösegeldes stattfinden sollen, und hier hatte man die Cornetti-Brüder erwischt.

Die Grabstein-Bande!

Wie hervorragend das paßte, denn zu diesen Grabsteinen sollte auch

der Geisterjäger gelockt werden.
Locken war der richtige Ausdruck. Marvin Mondo hatte sich einen Köder ausgesucht.
Gary Sorvino!
Sinclair mußte einfach auf den Jungen hereinfallen. Zudem war er sehr neugierig, auch wenn er die Falle roch, würde es kaum ein Entkommen geben.
Alles war viel zu gut geplant. Zudem würden die beiden Cornetti-Brüder kaum zu sehen sein. Sie hatten sich bereits ein ausgezeichnetes Versteck ausgesucht, wo sie so gut wie unsichtbar waren.
»Fangt an«, befahl Mondo. Der Befehl galt auch Vampiro-del-mar, denn er spielte ebenfalls eine große Rolle in dem Drama.
Mondo aber wandte sich noch einmal an den Jungen. »So, Gary«, sagte er, »jetzt werden wir noch einmal alles genau durchgehen. Du möchtest doch sicher, daß der Mörder deines Bruders tot vor deinen Füßen liegt, oder?«
Mörder meines Bruders? Gary überlegte. Und dennoch nickte er. »Ja, das möchte ich…«

***

Inspektor Durnham, Suko und ich hockten mit dem zuständigen Polizeichef von Faversham zusammen. Er hieß Lisk und war vom Äußeren her der Typ eines Buchhalters. Überrascht hatte mich seine sonore Stimme, und als ich die Karten auf den Tisch gelegt hatte und ihm auch noch mit Beweisen kam, da schüttelte er trotzdem den Kopf.
»Ich kann es nicht glauben, Mr. Sinclair. Es geht über meinen Verstand.«
»Über meinen auch manchmal«, gab ich ihm recht.
»Dann gibt es wirklich Vampire. In Rumänien oder Ungarn, was weiß ich nicht alles. Das ist ja irgendwie normal, damit kann man sogar rechnen, aber in England, der Provinz Kent, dazu noch in Faversham, einfach unbegreiflich.«
»Machen Sie sich mit den Tatsachen vertraut, Captain, und vor allen Dingen müssen wir Schutzmaßnahmen treffen. Deshalb sind wir zu Ihnen gekommen.«
»Ich bin für einen Angriff.« Er beharrte auf seinem Standpunkt, obwohl ich ihm dargelegt hatte, was alles dagegen sprach. Aber er dachte zu sehr an seinen letzten Erfolg, als es ihm und seinen Leuten gelungen war, die Grabstein-Bande zu erledigen.
»Das ist kein Maßstab mehr, Captain. Vergessen Sie ihn. Die Cornetti-Brüder waren, als Sie die beiden schnappten harmlos. Jetzt sind sie erst richtig gefährlich geworden.«
»Dann kann man sie nicht mit normalen Kugeln töten?«
»Auf keinen Fall.«

»Was sollen wir dann überhaupt?«
»Einen Ring um den Friedhof legen. Falls wir versagen, müssen Sie eingreifen.«
»Nach Ihrer vorhin vorgeschlagenen Methode?«
»Genau. Nehmen Sie Flammenwerfer. Sie müssen diese Brut verbrennen.«
»Das pack ich nicht.« Lisk schlug sich gegen die Stirn. »Das will einfach nicht in meinen Kopf rein.«
»Denken Sie mal etwas anders. Weg von den normalen Gleisen, Captain. Wir haben es hier nicht mit Menschen zu tun.«
Der Polizeioffizier hob die Schultern. »Ich werde mich Ihren Anordnungen unterordnen, Mr. Sinclair. Der Ausweis sagt mir genug. Sollte etwas schiefgehen…«
»Trage ich die Verantwortung«, vollendete ich.
»Das meinte ich.«
Wir gelangten dann zu den Details des Planes. Auf einer Spezialkarte schauten wir uns an, wo der Friedhof lag. Wir nahmen auch die unmittelbare Umgebung in besonderen Augenschein. Ich erfuhr, daß neben dem Friedhof ein Park erstellt werden sollte, damit die Insassen des in der Nähe befindlichen Altersheims sich in der freien Natur bewegen konnten.
»Aber so weit ist es noch nicht«, erklärte uns der Captain. »Im nächsten Jahr werden wir erst fertig.«
»Aber sie haben angefangen zu bauen?« wollte ich wissen.
»ja,« Er zündete sich eine Zigarre an. »Nur mit den Erdarbeiten. Es gibt dort einige Baugruben, und ein Kran steht da auch, soviel ich weiß.«
Alles war Theorie. Ich kannte das Spiel. In der Praxis sah es oft völlig anders aus.
Gegen 21 Uhr, draußen war es schon fast dunkel, brachen wir auf.
Durnham und Lisk wären gern mitgefahren, ich jedoch hatte einiges dagegen. So blieben sie zurück.
Den Weg hatte ich mir zwar eingeprägt, trotzdem lag die Karte auf Sukos Knien. Im Schein einer kleinen Lampe gab er mir die Anweisungen.
Wir rollten durch die kleine, abendlich ruhige Stadt. Noch war sie ruhig, aber das konnte sich sehr bald ändern. Mit Waffen hatten wir uns gut eingedeckt. Und nicht nur die Berettas trugen wir bei uns, sondern auch Spezialpistolen. Sie arbeiteten mit Druckluft und verschossen Eichenbolzen…

***

Die letzten Yards war ich nur abgeblendetem Licht gefahren.
Wir befanden uns inzwischen auf dem Gelände, das umgebaut

werden sollte. Der Kran hob sich als gespenstische Stahlkonstruktion vor dem dunkel gewordenen Himmel ab. Die aufgeworfene Erde war noch nicht weggeschafft worden und bildete mehrere Hügel. Ich ließ den Bentley vorsichtshalber stehen, denn ich hatte keine Lust, ihn in irgendeine Baugrube zu fahren.

Der Motor war kaum zu hören. Er flüsterte nur und verstummte völlig, als ich stoppte. Auch das Licht der Scheinwerfer verlöschte. Die Dunkelheit umfing uns wie ein Mantel, und in der Dunkelheit blieben wir sitzen.

Suko und ich ließen die Umgebung auf uns einwirken. Licht gab es hier überhaupt nicht. Nachts hatte niemand etwas auf der Baustelle zu suchen, deshalb war sie auch nicht beleuchtet. Nur wenn wir den Kopf drehten, schimmerten ein paar helle Lichter aus den Fenstern des Altersheims zu uns herüber.

Es war still.

Als wir vorsichtig die Türen aufstießen, hörten wir das Zirpen der Grillen. Von der Straße drang nur hin und wieder das Geräusch eines fahrenden Wagens an unsere Ohren. Es verklang jedoch sehr bald in der Ferne.

Von unseren Gegnern sahen wir nichts. Aber ich wußte, daß sie da waren. Zwar hatte sich das offen vor meiner Brust hängende Kreuz nicht erwärmt, doch mein Gefühl sagte mir, daß sie in der Nähe lauerten und uns sogar unter Beobachtung hielten.

Matt nur glänzte das silberne Kreuz. Es war keine helle Mondnacht, wohl war der Himmel frei von Wolken, und das Milliardenheer der Sterne glitzerte am dunklen Blau des Firmaments.

Zehn Minuten bis Mitternacht.

Beide waren wir gespannt, ob Gary pünktlich sein würde. Der Junge wollte uns treffen.

»Ich schaue mich mal um«, wisperte Suko. Er fühlte sich wieder einigermaßen fit, obwohl er sicherlich noch Schmerzen hatte, nur davon sagte er nichts.

Suko verschwand dort, wo sich die Hügel befanden. Nur die Schritte hörte ich.

Jenseits der Baugruben lag der Friedhof. Viel konnten wir nicht erkennen, denn hohe Bäume versperrten uns die Sicht. Obwohl sie nicht sehr dicht standen, ballte sich doch zwischen ihnen die Dunkelheit.

Selbst meine Augen, die sich an die Finsternis gewöhnt hatten, konnten nichts ausmachen.

Unter meinen Füßen knirschte der Sand, als ich ein paar Schritte vorging. Ganz in der Nähe lagen trockene Büsche und Unkraut zusammen. Die Planierraupen hatten es herausgerissen.

Als ich den leisen Pfiff hörte, blieb ich stehen. Suko hatte sich

gemeldet.

So rasch es ging, war ich bei ihm.

Der Chinese deutete nach vorn. »Da steht ein Wagen«, erklärte er.

»Und weißt du, was für einer?«

»Nein.«

»Der, von dem Kollowski erzählt hat.«

»Sieh mal an.«

»Und sie haben es nicht für nötig gehalten, ihn zu verstecken«, meinte Suko.

»Sie fühlen sich sicher.«

»Sollen wir ihn uns ansehen?«

»Kann nicht schaden.«

Wir fanden den Zugang zur Ladefläche nicht verschlossen. Suko hob die Plane etwas an, und ich leuchtete mit meiner Bleistiftlampe auf die Fläche.

Sie war leer.

Und doch hatten sich die Vampire dort aufgehalten, man merkte es an dem widerlichen Geruch, den auch Vampiro-del-mar ausströmte.

Totengestank….

Suko hatte es auch wahrgenommen. »Sie waren also hier«, murmelte er. »Kein Bluff.«

»Nein.«

»Und jetzt?« Der Chinese war zurückgetreten und schaute sich um.

»Es gefällt mir nicht. Trotz der Dunkelheit komme ich mir vor wie auf einem Präsentierteller.«

»Noch fünf Minuten.«

Er schaute mich an. »Dann sollten wir uns jetzt trennen?«

»Ja. Versuche du, den Bogen zu schlagen.«

Suko reichte mir feierlich die Hand. »All right, John, halt dich tapfer. Ich werde sehen, daß ich einige Blutsauger von dir abhalten kann.«

»Und laß du dich nicht erwischen. Dein Kopf ist noch immer leicht lädiert.«

»Keine Sorge, der packt es.«

Nach diesen Worten verschwand Suko so schnell, als hätte der Erdboden ihn verschluckt.

Ich blieb stehen. Am liebsten hätte ich jetzt eine Zigarette geraucht.

Unsinn, solch ein Gefühl muß man unterdrücken können. Ich schaffte es auch.

Noch zwei Minuten.

Meine innere Spannung nahm zu. »Ich wußte ja nicht, wie es geschehen würde. Wollte man mich aus dem Hinterhalt abschießen?«

Oder erst mit mir reden?

Eine Minute!

Waren da nicht Schritte zu hören? Kam da eine Gestalt? Täuschung,

alles Täuschung, nur das Rauschen des Nachtwindes in den Bäumen hörte ich.

Und dann die dünne Jungenstimme. »Hier bin ich, Mr. Sinclair!«

Trotz meiner gespannten Aufmerksamkeit hatte er mich überraschen können. Kein gutes Zeichen für mich. Ebenso gut hätten mich auch die Vampire packen können.

Ich drehte mich um.

Jetzt sah ich Gary Sorvino. Er stand neben einem Erdhügel. Schmal, klein, irgendwie wirkte er verloren. Die Arme hingen an den Seiten des Körpers herab.

Ich ging auf ihn zu und blieb vor ihm stehen, wobei ich die Hand ausstreckte. »Hi, Gary«, sagte ich, »wie geht es dir?«

Er sah meine Hand, schaute mir ins Gesicht, verzog die Mundwinkel und schwieg.

»Willst du mich nicht begrüßen?« fragte ich leise.

Ebenso leise und scharf gab er mir Antwort. »Ich gebe Mördern keine Hand.«

»Mörder?« fragte ich.

»Ja, Sie haben meinen Bruder getötet.«

Das mußte ich erst verdauen.

»Wer hat dir diesen Unsinn erzählt?« fragte ich.

»Das ist egal, ich weiß es eben.«

Mein Lächeln fiel verdammt bitter aus. Er brauchte es mir nicht zu sagen, ich war sicher, die Personen zu kennen, die in diesem Komplott mit drinhingen. Da war bestimmt sein Vater, dann Logan Costello und Marvin Mondo. Sie hatten auf ein 14-jähriges Kind eingeredet, damit es glaubte, einen Mann in die Falle locken zu können, der angeblich der Mörder seines Bruders war.

Das war gemein und niederträchtig.

Was sollte ich darauf sagen? Ich versuchte es trotzdem. »Du glaubst fest, daß ich den Tod deines Bruders auf dem Gewissen habe?«

»Ja, das glaube ich.«

»Wie alt bist du, Gary?«

»Das wissen Sie doch.«

»Ja, du bist 14. Fast schon ein Mann. Kein Madchen, kein Waschweib, ein Junge, der Verantwortung tragen kann, muß und will. Sehe ich das so richtig?«

»Weiß nicht.«

»Doch, Gary das ist so.« Während ich sprach, behielt ich meine Umgebung genau im Auge.

Ich sah nichts, was mir verdächtig vorgekommen wäre. In der Nähe war es völlig ruhig.

Konnte ich den Jungen überhaupt davon überzeugen, daß ich seinen Bruder nicht umgebracht hatte?

»Du warst doch fast dabei«, sagte ich. »Überlege genau, erinnere dich, ich habe Ralph nicht getötet, wirklich nicht…«

»Aber Sie haben die Schuld.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Ich sage das.«

»Nein, Gary, ich glaube dir nicht. Du kannst es nicht gesagt haben, wirklich nicht. Und du hast es nicht gesehen. Man hat dich beeinflußt, so wie man dich auch jetzt beeinflußt hat. Was soll mit mir geschehen?«

»Ich wollte Sie treffen.«

»Und dann, Gary? Wer hat die Falle aufgebaut? Wo ist sie?«

»Kommen Sie mit?«

Es war eine Frage. Ich schaute dem Jungen ins Gesicht, konnte aber von seinen Gefühlen nichts erkennen.

»Ja«, erwiderte ich, »den Gefallen tue ich dir und komme mit.«

Er drehte sich um und ging vor. Dabei schlug er den Weg zum Friedhof ein, wo zwischen den hohen Bäumen die Dunkelheit nistete. Es war still, nur unsere eigenen Schritte vernahmen wir, und ich hörte auch das Schlagen meines Herzens. Wohl war mir nicht zumute. Irgendwo lauerten sie, hatten sie sich versteckt. Gern hatte ich Röntgenaugen besessen.

Gary ging etwas langsamer, so daß ich aufholen konnte. Schließlich schritt er neben mir. Er reichte mir knapp über die Schulter, und er hatte seinen Kopf schiefgelegt, damit er mich ansehen konnte.

»Sind Sie wirklich nicht Ralphies Mörder?« flüsterte er.

»Nein, Gary.«

»Ehrenwort?«

»Großes Ehrenwort.«

Er blieb stehen und nagte auf seiner Unterlippe. Plötzlich weinte er, und ich legte meinen Arm um seine Schultern. »Die haben mich reingelegt«, schluchzte er. »Die haben mich einfach…«

»Ruhig jetzt, Gary, wir können später darüber reden. Sag mir nur, wo sie lauern.«

Er zog die Nase hoch. »Bei den Grabsteinen, wo sie auch gefangen genommen worden sind.«

»Du meinst die Cornelli-Brüder?«

»Ja.«

»Und die anderen?«

»Das weiß ich nicht. Dieser schreckliche Vampir hat sich irgendwo versteckt und will alles beobachten. Ich habe wirklich keine Ahnung, sie haben mir nichts gesagt, sie…«

Er verstummte.

Auch ich hatte das Geräusch gehört, und dann vernahm ich Sukos aufgeregten Schrei.

»Vorsicht, John!«
Gleichzeitig flammte ein Scheinwerfer auf, und eine Maschinenpistole begann zu hacken…

***

Suko war nicht aufrecht gegangen, sondern auf allen vieren. So schob er sich schlangengleich über den Boden, denn er wollte ein so geringes Ziel wie möglich bieten.

Als er den Rand des Friedhofes erreicht hatte, verharrte er und lauschte.

Es rührte sich nichts. Hinter den Bäumen blieb es still, nur der Wind bewegte die hohen Unkrautgräser.

Vorsichtig glitt Suko weiter. Hin und wieder warf er auch einen Blick zu den Bäumen hoch, denn dort konnten sich ebenfalls die Feinde versteckt halten. Es wäre nicht das erste Mal gewesen. Beim Kampf gegen die Medusa hatte er das erlebt.[1]

Keine Gefahr von oben.

Dafür sah er vor sich die Gräber und Grabsteine. Letztere stachen als düstere, makabre Symbole aus der Erde, die dem Friedhof einen unheimlichen Charakter gaben. Wenn der Wind Büsche und Gras kämmte, sah es so aus, als würden sich zahlreiche flatterhafte Gestalten bewegen.

Suko orientierte sich zur Seite hin. Er wollte hinter die Reihe der Grabsteine gelangen, denn sie gaben ihm doch eine einigermaßen gute Deckung.

Auf halbem Weg hörte er das Kratzen.

Sofort lag er still und preßte sich hart auf den weichen Boden. Das Geräusch hatte keinen natürlichen Ursprung, da hatte jemand etwas bewegt, denn es hörte sich an, als würde Stein über Stein schaben.

Eine halbe Minute geschah nichts. Suko war jedoch sicher, keiner Täuschung erlegen zu sein. Allerdings konnte er hier auch nicht liegenbleiben, er mußte weiter.

Da es sehr still war, hörte er auch die Stimmen. Er erkannte die seines Freundes John und auch die hellere Stimme eines Kindes. Das war Gary Sorvino.

Die beiden redeten miteinander. Und Gary sollte, davon war Suko überzeugt, John Sinclair in eine Falle locken. Sie würden zum Friedhof gehen, und hier mußte sich dann etwas tun, die Gegner konnten nicht mehr verborgen bleiben.

Es tat sich auch was.

Abermals hörte Suko das Schaben. Ihm rann eine feine Gänsehaut über den Rücken. Nun wußte Suko endgültig, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Suko hob den Kopf.

Das war zwar ein Risiko, jedoch gab es für ihn keine andere Möglichkeit, schließlich wollte er etwas sehen und nicht immer mit dem Gesicht im Sand liegen.

Die Konturen vor ihm verschwammen. Er glaubte, auf dem Boden etwas Helleres schimmern zu sehen, wobei Suko nicht sicher war, ob sich dieses andere auch bewegt hatte.

Der Chinese entschloß sich, nicht direkt darauf zuzurobben, sondern einen kleinen Bogen zu schlagen. Wenn er leise genug war, würden die anderen vielleicht nichts merken.

Der Boden unter Suko war wie ein Teppich. Der Chinese kroch durch das trockene Gras und gelangte tatsächlich näher an sein Ziel heran.

Suko erkannte zwei Gräber.

Die Cornetti-Brüder fielen ihm ein.

Der Chinese hatte seine Waffe gezogen. Die Beretta lag ruhig in seiner Hand, mit dem Gelenk stützte Suko sich ab. Wenn er schoß, dann wollte er auch treffen.

Wieder das Knirschen.

Im nächsten Augenblick geschah es. Das Grab öffnete sich!

Zuerst das von Suko aus gesehen am nächsten liegende. Keine Erde, kein Boden wurde aufgewühlt auf dem Grab schwang eine alte Steinplatte in die Höhe.

Sie wurde senkrecht in die Höhe gekippt, und Suko, der sich an der Rückseite befand, hatte das Nachsehen. Die hochkant gestellte Grabplatte verwehrte ihm die Sicht auf das, was sich vor ihr tat.

Auch die zweite Platte wurde von unten bewegt und aufgestellt.

Der Chinese spannte seinen Körper. Er zog die Beine an und war bereit, sofort in die Höhe zu springen, als ihm die Entscheidung abgenommen wurde.

Er hörte Stimmen.

Erst ein harte, dennoch zischend, irgendwo vorn aus der Dunkelheit kommend.

»Schießt!«

Das war Mondo. Und Suko konnte sich denken, wem dieser Befehl gegolten hatte.

Den Cornettis!

Sicherlich hockten sie, von Suko ungesehen, hinter den Grabplatten.

Und ihr Ziel war klar.

John Sinclair!

Aber der war nicht allein, Suko dachte dabei an den Jungen. Würde Mondo, diese Bestie, ihn etwa opfern?

Der Chinese sprang auf.

Er befand sich noch in der Bewegung, als drei Dinge gleichzeitig eintraten.

Hinter ihm aus der Dunkelheit gleißte es auf. Es war der Strahl eines

Scheinwerfers, der über den alten Friedhof schwebte, für Bruchteile von Sekunden, Gräber und Grabsteine aus dem Finstern riß und auch die beiden Gestalten, die aus den Gräbern geklettert waren.

Suko stand jetzt im schrägen Winkel zu ihnen, er konnte sie erkennen, sah Männer in Trenchcoats, die ihre Lippen halb geöffnet hatten, so daß auch die Zähne schimmerten.

Was tun?

John mußte gewarnt werden.

All dies entschied Suko innerhalb von einer Sekunde, dann gellte sein Warnschrei durch die Nacht.

Im gleichen Augenblick schossen die beiden Untoten!

***

Ich wußte nicht, ob sie Verdacht geschöpft hatten, als der Junge so lange mit mir sprach. Auf jeden Fall nahmen sie keinerlei Rücksicht auf ihn.

Im schräg hinter mir und von oben einfallenden Scheinwerferlicht sah ich das Aufblitzen des Mündungsfeuers. Es waren kleine, rotgelbe Flämmchen, gefährliche Todesboten, die häßliche Kugelgarben begleiteten.

Gary hatte noch gar nicht begriffen. Er stand da und staunte mit weit aufgerissenen Augen. So etwas hatte er höchstens im Film erlebt, nicht in Wirklichkeit. Mir kam es vor, als bemerkte er nicht, in welch einer Gefahr er schwebte.

Dann fiel er schreiend durch die Luft.

Ich hatte mich mit voller Wucht gegen ihn geworfen. Gemeinsam krachten wir zu Boden, wobei ich noch auf ihn fiel und ihn mit meinem Gewicht buchstäblich festnagelte.

Die beiden schießenden Vampire waren raffiniert. Sie streuten die Garben, räumten praktisch ab, und wir hatten nur das Glück, daß die Schüsse noch etwas zu kurz lagen. Ein paar Schritte vor uns hackten sie den Boden auf und warfen kleine Dreckfontänen in die Höhe.

Ich hielt den schreckensstarren Jungen gepackt und rollte mich mit ihm um die eigene Achse. Dabei wollte ich hinter einen der aufgeworfenen Dreckhügel kommen, weil wir uns dort in relativer Sicherheit befanden.

Die beiden schossen weiter. Mir gelang es auch, einen Blick auf den Friedhof zu werfen.

Gespenstisch wurde er von dem breiten Scheinwerferstrahl angeleuchtet. Das helle Licht riß nicht jedes Detail aus der Dunkelheit, ich sah, wie zwei Gestalten aus dem Grab kletterten. Sie waren mit Maschinenpistolen bewaffnet.

Die Cornetti-Brüder.

Aber wo befand sich Suko? Wollte er die Blutsauger nicht angreifen.

Zeit, mir weitere Gedanken zu machen, hatte ich nicht, denn die untoten Killer feuerten weiter.

Besser als zuvor.

Die Kugelgarben lagen gut. Sie wanderten von links nach rechts auf uns zu, und für Gary und mich wurde es wirklich die höchste Eisenbahn.

Der Junge flog durch die Luft. Er überschlug sich dabei, schrie, weil ich ziemlich rauh mit ihm umgegangen war, aber wir schafften es und fanden hinter einem Sandberg Deckung.

Dort blieben wir hocken.

»Alles okay?« fragte ich.

Gary nickte. Sprechen konnte er nicht. Von oben her rann immer mehr Sand nach, der nur langsam zur Ruhe kam, nachdem er sich wie eine Schicht über uns gelegt hatte.

Schweratmend blieben wir liegen. Die Schüsse waren verstummt.

Dafür hörte ich eine Stimme, die ich sehr gut kannte. Mr. Mondo hatte geschrien. »Los, packt ihn euch! Ich kümmere mich um Sinclair!«

Wie er das meinte, bekam ich bereits im nächsten Augenblick zu spüren.

Der Scheinwerfer wanderte.

Er suchte sein neues Ziel, und das waren wir!

***

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Da ich Mondos Stimme vernommen hatte, sie kam aus einer anderen Richtung als der Scheinwerferstrahl, wußte ich genau, wer die helle Lichtlanze bediente.

Vampiro-del-mar!

Ich warf einen Blick über die Schulter. Vor meinen Augen schien der Himmel zu explodieren, da ich genau in die Lichtfülle hineinblickte.

Sie kam von oben. Ich vernahm ein häßliches Kreischen und Quietschen. Mir war klar, daß Vampiro-del-mar in dem Kran hockte und von dort aus die beste Übersicht besaß.

Was tun?

Ich stieß Gary an. Der Junge lag neben mir und zitterte vor Angst. In seinem schweißfeuchten Gesicht klebte der Sand. In den Augen nistete die Angst, das war kein Abenteuer, sondern schrecklicher Ernst.

»Kannst du noch?« fragte ich flüsternd, ohne dabei den wandernden Scheinwerfer aus den Augen zu lassen.

Er nickte.

»Du weißt, daß wir jetzt alles auf eine Karte setzen müssen, Gary. Die nehmen keine Rücksicht und kennen auch keine Gnade. Am schlimmsten ist der Scheinwerfer, seinem Licht müssen wir entgehen. Vor allen Dingen du, ich komme schon allein zurecht. Wenn du es

geschafft hast, dann renn weg. Irgendwo läufst du den Polizisten in die Arme. Die haben das Gelände umstellt.«

»Ja, Sir!«

Ich hoffte, daß er alles verstanden hatte. Noch hatte ich den Polizisten per Funksprechgerät keine Order gegeben, einzugreifen. Ich wollte nicht noch mehr Menschenleben aufs Spiel setzen.

Ich hörte wieder Schüsse.

Sie klangen gedämpfter, auch die Einschläge befanden sich woanders. Wahrscheinlich kämpfte Suko mit den Vampiren. Ich drückte ihm beide Daumen.

Über die rechte Schulter schielte ich.

Das Licht wanderte. Verdammt, es kam auf uns zu, und gleich mußte es uns erreicht haben.

Ich schlug Gary auf die Schultern. Länger durften wir auf keinen Fall warten.

»Los jetzt!«

Der Junge reagierte goldrichtig und startete. Er war schnell, schlug auch Hacken, und es gelang uns, für wenige Augenblicke aus dem Bereich des Lichtscheins zu gelangen.

Dann mischte sich Mondo ein. »Los!« schrie er. »Da rennen sie. Schwenk den Strahl!«

Vampiro-del-mar gehorchte. Er machte seine Sache verdammt gut, der gewaltige Kegel wanderte über den Boden, viel zu schnell für meinen Geschmack, und hatte uns.

Ich hörte das häßliche Lachen des Marvin Mondo. Es fiel genau mit dem Zeitpunkt zusammen, da uns der Scheinwerferkegel eingefangen und geblendet hatte.

»Ja, so ist es gut!« kreischte Mondo, der irgendwo im Dunkeln lauerte.

»Jetzt niete ich ihn um!«

Und dann schoß er…

***

Suko hatte die Warnung kaum geschrien, als die beiden Vampire feuerten. Sie jagten die Kugeln aus ihren Waffen, standen bis zu den Hüften im Grab und schossen.

Dabei bewegten sie ihre Maschinenpistolen, um eine möglichst gute Streuung zu bekommen.

Der Chinese warf einen Blick zurück. Er wollte unbedingt sehen, ob sein Freund getroffen worden war, erkannte jedoch nichts, nur das verdammte, blendende Licht des Scheinwerfers.

Er griff zu seiner stärksten Waffe. Suko holte Buddhas Stab hervor.

Wenn er ein bestimmtes Wort rief, dann erstarrte in der näheren Umgebung alles.

Mensch und Tier, nur der Träger des von Buddha vererbten Stabes nicht.

»Topar!«

Das bewußte Wort kam über Sukos Lippen. Es vermischte sich mit dem wilden Hämmern der Maschinenpistolen.

Und die Waffen verstummten.

Fünf Sekunden blieben dem Chinesen. In dieser Zeitspanne erwachte er zu einer fieberhaften Aktivität. Er hetzte um die beiden Grabsteine herum, rutschte fast noch aus und riß dem ersten Vampir die Maschinenpistole aus den Fingern. Dann schleuderte er die Waffe neben sich ins Gras.

Er hätte beide gern erledigt, aber er durfte seine Gegner während dieses Zeitstillstandes nicht töten. So war das Gebot des großen Buddha.

Suko war dabei, den zweiten zu entwaffnen er hatte eine Hand bereits von der MPi gelöst, da war die Zeitspanne vorbei.

Der Vampir reagierte.

Als hätte es überhaupt keinen Stillstand gegeben, so flüssig bewegte er sich weiter.

Nur konnte er mit einer Hand nicht schießen, aber er hielt die Waffe fest.

Und auch der zweite Blutsauger reagierte.

Es war Jason Cornetti, der sofort aus dem Grab kletterte, seinen Arm ausstreckte und die kalte Klaue um Sukos linkes Fußgelenk schlug. Den plötzlichen Ruck konnte Suko nicht mehr abfangen. Er verlor den Boden unter seinen Füßen und fiel hin, war jedoch geistesgegenwärtig genug, mit dem freien Fuß gegen den Waffenlauf zu treten. Er überraschte damit den Vampir.

Die Maschinenpistole wurde in die Luft geschleudert. Sie überschlug sich und krachte zu Boden.

Suko rollte sich herum.

Etwas Dunkles flog auf ihn zu.

Jason Cornetti hatte sein Maul weit aufgerissen. Er wollte sich auf den Chinesen werfen und seine Zähne in dessen Hals hacken.

Suko zog die Beine an und stieß sich noch in der gleichen Sekunde wieder vor.

Cornetti nahm den Tritt voll. Er grölte vor Wut auf und fiel zurück. Im Grab blieb er liegen.

Der andere wollte wieder nach seinem Fuß greifen, doch Suko war schneller. Er machte sich klein, rollte dabei herum und zog seine mit Eichenbolzen geladene Druckluftpistole.

Mit einem gewaltigen Satz kam er auf die Füße, genau in dem Moment als Jason Cornetti das Grab verlassen wollte. Kopf, Hals und die Schultern waren zu sehen. Zusätzlich hatte er sich mit beiden

Händen auf dem Grabrand aufgestützt.
Suko konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.
Er drückte ab.
In die Stirn des Vampirs bohrte sich das Eichengeschoß. Es tötete den gefährlichen Blutsauger auf der Stelle. Er warf noch die Arme hoch, kippte zurück und blieb im Grab liegen, wobei er Sukos Blickfeld entzogen war.
Blieb nur noch der zweite Franco Cornetti. Der hatte die Zeitspanne genutzt und war aus dem Grab geklettert. Das heißt, mit der Hälfte seines Oberkörpers schaute er hervor und hatte bereits ein Bein angewinkelt, um sich abzustützen.
Suko drehte sich. Den rechten Arm hielt er dabei ausgestreckt. Die Verlängerung seiner Hand war die Waffe.
»Stirb, verdammter Blutsauger!« keuchte der Chinese.
Franco Cornetti hob den Kopf. Er hatte die Worte wohl verstanden.
Suko sah ein bleiches Gesicht, einen geöffneten Mund, irgendwie tot wirkende Augen, und sein Finger krümmte sich.
Sukos fast lautloser Schuß und der Schrei des Vampirs fielen praktisch zusammen. Es war der Todesschrei des Blutsaugers. Als ihn die Kugel traf, wollte er es nicht glauben. Er wurde durchgeschüttelt, aber er hielt sich mit beiden Händen krampfhaft am Rand des Grabes fest, als könnte er sich noch einmal in die Höhe ziehen, um zu fliehen.
Es blieb beim Versuch.
Die geweihte Kraft des Silbers war für den Blutsauger zu stark.
Franco Cornettis Hände rutschten ab, zwei Fingernägel brachen noch, dann fiel der Blutsauger schwer in das Grab.
»Und da gehörst du hin!« keuchte Suko. Für zwei Sekunden stand er unbeweglich auf dem Fleck. Er hatte beide Vampire erledigt, aber noch keinen Kampf gewonnen.
Noch existierten Vampiro-del-mar und Mr. Mondo.
Aber wo?
Suko drehte sich um. Er ging dabei einen Schritt vor und stieß mit der Fußspitze gegen die Maschinenpistole, die er dem zuletzt getöteten Vampir aus den Klauen gerissen hatte.
Suko hob die Waffe auf, denn das hatte seinen Grund. Er sah, wie der von oben nach unten fallende Scheinwerferstrahl langsam wanderte und sich ein Ziel suchte.
Zwei Menschen!
John und der Junge.
Plötzlich kam der Lichtkegel zur Ruhe. Suko sah leider nicht den genauen Ort, die Bäume verdeckten den Ausblick.
Aber er hörte Mondos kreischende Stimme. »Jetzt niete ich ihn um!«
Suko rannte vor, warf sich gegen einen Baum, vernahm auch Schüsse und zielte selbst.

Dann tanzte und hämmerte die Maschinenpistole in seinen Händen…

***

Mondo würde nicht bluffen!

Aus der Mordliga hatte noch nie ein Mitglied geblufft. Die setzten alles auf eine Karte, waren rücksichtslos und gingen auch über Leichen.

Wie über unsere.

Der Junge war ein hilfloses Bündel Angst. Ich wollte ihn aus dem Kegel raushaben und riß ihn zur Seite.

Da krachten die ersten Schüsse.

Mondo konnte uns eigentlich nicht verfehlen, weil wir wie auf dem Präsentierteller standen. Das tat er auch nicht, nur traf er nicht mich, sondern den Jungen.

Gary schrie plötzlich auf. Aus der Bewegung heraus vollführte er einen grotesken Sprung, warf die Arme hoch und fiel zu Boden, wo er stumm liegenblieb.

»Der erste!« kreischte Mondo, »der erste!«

Wieder schoß er.

In mir explodierte etwas. Die Wut überfiel mich wie ein wildes Tier. Ich feuerte in die Dunkelheit hinein, warf mich gleichzeitig zu Boden, spürte Schläge an der Hüfte und am Bein und versuchte verzweifelt, mich aus dem Bereich des verdammten Scheinwerfers zu rollen.

»Du schaffst es nicht!« kreischte Mondo, »du schaffst es nicht. Niemand hilft dir!«

Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, da hörte ich das Hämmern einer Maschinenpistole.

Selbst Mondo war überrascht, sogar so, daß er das Schießen einstellte.

Einen Moment später hörte ich das Splittern, und die Dunkelheit überfiel uns schlagartig…

***

Die Ruhe kam mir nahezu beängstigend vor. Ich blieb still liegen, atmete durch den offenen Mund und bewegte mich dann vorsichtig dorthin, wo auch der Junge lag.

Garys Körper hob sich vom Boden auf. Er lag auf dem Rücken, ich hörte sein pfeifendes Atem und ihn auch stöhnen.

Er lebte, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich selbst hatte auch etwas abbekommen, aber darauf achtete ich nicht, ich wollte Gary wegschaffen.

Neben ihm blieb ich liegen. »Bist du okay, Junge?«

»Neiinnn..«, ächzte er. »Das tut so weh. Sie haben auf mich geschossen, nicht.«

»Ja. Wo hat dich die Kugel getroffen?«

»Ich weiß nicht. Die Schmerzen sind überall. Ich kann mich kaum bewegen.«

Ein Kloß stieß in meine Kehle. Wut und Zorn überschwemmten mich.

Wenn es den Jungen doch härter erwischt hatte, als ich bisher annahm, dann…

»Ich schaffe dich weg!« flüsterte ich. »Keine Angst, du kommst durch, Gary!«

»Nein!« Aus dem Dunkeln hörte ich die Stimme. Im nächsten Augenblick krachte ein Schuß.

Wir waren schlecht zu erkennen, und das war auch unser Glück. Dicht neben meinem Kopf hieb das Geschoß in den Boden. Aber ich hatte das blasse Mündungsfeuer gesehen und wußte nun genau, wo mein Gegner stand.

Nichts hielt mich mehr.

Ich schoß hoch. Meine Beretta wollte ich nicht nehmen, sondern mir den verdammten Monstermacher mit bloßen Fäusten schnappen.

Marvin Mondo hatte bereits seinen Standort gewechselt. Ich sprang ins Leere.

Dafür hörte ich Schritte.

Sie waren in der Nähe aufgeklungen und entfernten sich schnell.

Ergriff Mondo schon die Flucht?

Wenn es nur nicht so verflucht dunkel gewesen wäre. Nur langsam gewöhnten sich meine Augen an die Finsternis, ich war noch zu stark geblendet worden.

»Mondo!« brüllte ich. »Bleib stehen!«

Er hörte nicht auf mich. Aber er war noch da, denn im Weglaufen schrie er nach Vampiro-del-mar.

Und der kam.

Normalerweise kletterte jemand einen Kran hinunter, doch der Supervampir tat dies nicht.

Er sprang aus der Kabine.

Ich konnte es deshalb erkennen, weil ich meinen Blick nach Mondos Ruf unwillkürlich auf die Umrisse des Krans gerichtet hatte, und ich sah die Gestalt aus großer Höhe fallen.

Dumpf schlug sie zu Boden.

Jeder andere hätte sich die Knochen gebrochen, nicht so Vampiro-del-mar.

Die Umrisse seiner Gestalt erkannte ich, als er sich aufrichtete und einen wilden Schrei ausstieß.

Ich rannte los.

»John, gib acht!« Hinter mir vernahm ich Sukos warnende Stimme.

Auch er hatte mitbekommen, was geschehen war und wollte mir zur Seite stehen.

»Wir nehmen ihn in die Zange!« schrie ich. In diesen Augenblicken

war mir alles egal. Ich wollte den Supervampir direkt angreifen, wollte eine Entscheidung, denn das konnte nicht so weitergehen.

Schüsse blitzten.

Mondo hatte geschossen. Die Kugeln lagen zu schlecht, sie trafen mich nicht. Als Antwort feuerte Suko.

Er befand sich dicht hinter mir, und jetzt war das Tack-Tack der Waffe Musik in meinen Ohren.

Er hätte Mondo auch getroffen, wenn Vampiro-del-mar nicht vorgesprungen wäre. So schützte er den Monstermacher mit seinem Körper. Die Kugeln trafen ihn, schüttelten ihn durch, aber sie stoppten ihn nicht. Ihn konnte man nicht auf diese Art und Weise besiegen, da reagierte er wie Tokata.

»Den Stab, Suko!« schrie ich.

Es war zu spät, denn Vampiro-del-mar griff an. Auch er wußte von Sukos Waffe und wollte den Chinesen nicht dazu kommen lassen, sie einzusetzen.

Der Supervampir war ungeheuer schnell. Er kam über uns wie ein Unwetter.

Ich sah seinen Schatten, als er dicht vor mir auftauchte, warf mich zur Seite, zog die Druckluftpistole und feuerte. Irgendwo traf ihn der Bolzen, aber er tötete Vampiro-del-mar nicht. Auch in seiner Angriffswut behinderte er ihn nicht, denn er konnte sich auf Suko stürzen.

Ich sah die beiden Körper fallen, hörte einen Schrei und bemühte mich, auf die Beine zu kommen. Der Kampf spielte sich in meiner Nähe ab. Suko und Vampiro-del-mar rollten über den Boden. Der Blutsauger versuchte, die Kehle des Chinesen zu durchbeißen.

Selten war er mir so nahe gewesen.

Mein Gesicht war von der großen Anstrengung gezeichnet, als ich mich gegen ihn wuchtete.

Und mit mir das Kreuz!

Würde es das Kruzifix schaffen, den Supervampir zu zerstören? Er war älter als die christliche Religion, doch vom Myxin hatte ich erfahren, daß mein Kreuz auch gegen solche Dämonen Wirkung zeigen sollte, die so alt waren wie Vampiro-del-mar. Nur mußte ich es intensivieren, es gewissermaßen beschwören, doch mir fehlten die Kenntnisse. Ich wußte keine weißmagischen Bannsprüche, auf die das Kruzifix reagieren konnte, und so blieb die Wirkung zu schwach.

Es strahlte zwar für den Bruchteil einer Sekunde auf, weil es die Fremde Magie spürte, doch es gelang ihm nicht, Vampiro-del-mar zu zerstören.

Ich umklammerte seinen Körper, weil ich ihn von Suko wegreißen wollte, spürte unter meinen Fingern sein altes, aber dennoch kräftiges Fleisch und setzte alle Kräfte ein, den Vampir hochzuwuchten.

Ich schaffte es.
Vampiro-del-mar bog seinen Rücken durch. Er schüttelte sich, als hätte man eine kalte Flüssigkeit über ihn gegossen. Dann drang ein schreckliches Ächzen aus seinem Maul.
Und plötzlich flirrte er herum.
Von diese Attacke wurde ich überrascht. Die Fliehkraft packte mich, und ich lockerte zwangsläufig meinen Griff.
Das nutzte Vampiro-del-mar aus. Seine kalten Pranken schlossen sich um meine Gelenke, bogen die Hände nach außen, so daß mir keine Chance blieb.
Ich mußte ihn loslassen.
Im nächsten Augenblick traf mich ein wuchtiger Ellbogenstoß. Er schleuderte mich zurück. Ich verlor das Gleichgewicht, fiel zu Boden und bekam keine Luft mehr.
Der Schlag hatte meine Rippen getroffen.
Dann hörte ich das Lachen.
Marvin Mondo hatte es ausgestoßen. Aus dem Dunkel vor mir tauchte er auf, ging so weit, bis er neben Vampiro-del-mar stand, und ich sah die Pistole in seiner Hand.
Langsam senkte er den Arm, so daß die Mündung auf meinen Körper zeigte. Und ich?
Die Druckluftwaffe hielt ich noch in der Hand. Auch mein Kreuz, aber Mondo würde immer schneller sein. Von Suko konnte ich auch keine Hilfe erwarten. Er lag am Boden und rührte sich nicht mehr. Der Chinese war ohnehin leicht angeschlagen in den Kampf gegangen. Vampiro-del-mar hatte ihm den Rest gegeben.
»Wie willst du es haben, Sinclair? Eine Kugel, oder soll dir Vampiro-del-mar das Blut aussaugen?« Höhnisch traf mich die Frage, und sie war kaum ausgesprochen, als sich die Ereignisse überstürzten…

***

Captain Lisk, der den Polizeieinsatz leitete, hatte es nicht mehr länger ausgehalten. Die Polizisten hörten die Schüsse, wollten eingreifen, doch sie bekamen keinen Befehl, weil ich mich stumm verhielt und bisher keine Zeit gefunden hatte, zum Sprechfunkgerät zu greifen.
Lisk sah das anders. Er rechnete damit, daß Suko und ich den Fall nicht überstanden hatten, deshalb wollte er es wissen und gab den Einsatzbefehl, der nach dem üblichen Schema ablief.
Ein Lautsprecherstimme dröhnte über den alten Friedhof und hallte ebenfalls bis auf den Bauplatz, wo nicht nur ich, sondern auch Mr. Mondo überrascht wurde.
Er war kein Dämon, und deshalb reagierte er menschlich. Er zuckte zusammen und drehte für einen winzigen Moment den Kopf.

Das war meine Chance.
Zwei Dinge tat ich zur gleichen Zeit. Ich zog mit der Druckluftpistole und schleuderte das Kreuz weg.
Mondo zuckte zusammen. Ich hatte nur das leise ›pfft‹ gehört, aber der Eichenbolzen war dem Monstermacher in die rechte Schulter gefahren. Zum Glück, denn er feuerte weiter und verriß den Schuß, so daß die Kugel an mir vorbeistrich.
Vampiro-del-mar war von meinem Kreuz gestreift worden, und das silberne Wurfgeschoß hatte sich zu seinem Pech in dem Lumpen festgehakt. Er schrie und tanzte dabei, schüttelte sich, denn das Kreuz entfaltete seine Magie.
Es tötete ihn nicht, aber es schwächte ihn leicht.
Vielleicht hatte ich so eine Chance, Mondo und Vampiro-del-mar zu erledigen.
Der Monstermacher stand mir näher. Wildes Triumphgefühl durchströmte mich, als ich auf ihn zustürzte. Ich hatte schon weit ausgeholt, und dann schnellte meine rechte Faust vor.
Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich sein entsetztes Gesicht, die weit aufgerissenen Augen, bevor ihn der Hammer traf. Seine Brille splitterte, ich selbst spürte den Treffer bis in die Schultern hinein, und von Mondo war plötzlich nichts mehr zu sehen. Mein Hieb hatte ihn buchstäblich von den Beinen gerissen. Er kippte zurück.
Als ich den dumpfen Aufprall vernahm, wirbelte ich bereits herum und ging Vampiro-del-mar an.
Leider war ich zu ungestüm. Ein ungemein harter Tritt traf mich und stoppte meinen Angriff.
Ich brach in die Knie.
Pfeifend entwich die Luft aus meinen Lungen. Der Supervampir schwankte vor meinen Augen. In den Ohren hatte ich ein taubes Gefühl.
Lichtspeere zuckten durch die Dunkelheit, die Lautsprecherstimme hörte ich nur gedämpft, und ich war nahe daran, ein Opfer des Blutsaugers zu werden.
Mein Kreuz rettete mich. Vampiro-del-mar wollte es loswerden. Er raffte sich auf und schlug mit der Hand danach. Dabei fetzte er den Stoff ab, doch er hatte mit seiner Aktion Erfolg.
Das Kreuz fiel zu Boden.
Plötzlich stand er im Lichtschein. Die Polizisten kamen.
»Stehenbleiben!« brüllte jemand.
Ich kam wieder hoch. Schmerzverzerrt war mein Gesicht, aber ich wollte ihn haben.
Beide!
Jemand machte mir einen Strich durch die Rechnung. Eine, die ihre schützende Hand trotz aller Widrigkeiten über die Mordliga gelegt

hatte, denn im Endeffekt war diese gefährliche Bande auch ihr Kind.
Asmodina!
Plötzlich geschah das, was schon in der Bibel geschrieben war.
Feuer regnete vom Himmel!
Magisches, weißblaues Feuer, das im Nu einen Kreis um Mondo und Vampiro-del-mar schloß und die beiden einhüllte. Ich war zum Glück weit genug entfernt, spürte trotzdem die Auswirkungen und wuchtete mich zurück, sonst wäre ich verbrannt, denn das Kreuz schützte mich in diesen Augenblicken nicht.
Die Gestalten schienen innerhalb des Feuerringes zu wachsen.
Sogar Mondo wurde von Asmodinas magischer Kraft vom Boden gehoben, und beide lösten sich auf.
Sie verschwanden vor meinen Augen und auch vor denen der heranstürmenden Polizisten.
Es wurde wieder dunkel.
Nur noch die hellen Scheinwerfer warfen ihre Lichtspeere durch den halb fertigen Park.
Ich stand da wie ein begossener Pudel. Selten waren mir Vampiro-del-mar und Marvin Mondo so nahe gewesen. Und trotzdem hatte ich sie nicht fassen können.
Asmodina, die Tochter des Teufels, sich oft im Hintergrund haltend, hatte eingegriffen. Dr. Tod konnte und mußte ihr dankbar sein, wobei ich mich fragte, ob er nun seinen Aufstand aufgeben und sich weiterhin auf ihre Seite stellen würde.
Aber das war Zukunftsmusik, und ich war eigentlich froh, nicht in die Zukunft schauen zu können, denn sie sah sicherlich sehr, sehr düster aus…

***

Auch ich hatte etwas abbekommen. Leichte Wunden, die rasch zu verbinden waren. Suko war tatsächlich wieder bewußtlos geworden.
Vampiro-del-mar hatte ihn niedergeschlagen.
Gary Sorvino würde überleben. Er lag im Krankenhaus. Die Kugel hatte man ihm bereits herausoperiert. Er war bei Bewußtsein. Als ich ihn besuchte, konnte er jedoch kaum sprechen.
Als ich das Zimmer verließ, wäre ich fast mit einem Mann zusammengestoßen, der sich in Begleitung einer Krankenschwester befand. Soeben sagte die Schwester.
»Hier finden Sie Ihren Sohn, Mr. Sorvino!«
Ich blieb stehen.
Auch der Anwalt stand still. Er schaute mich an und ahnte wohl, wer ich war.
»Ja, ich bin John Sinclair«, sagte ich.
Sorvino lachte spöttisch. Mehr nicht.

Mir kam die Galle hoch. Tief im Körper fing es an zu brodeln. Ich hatte Mühe, mich zu beherrschen und sagte leise: »Sie wissen ja, daß Sie schuld daran sind, an dem, was mit Ihrem Sohn alles passiert ist.«

»Ich? Sie, Sinclair! Sie haben doch…«

Da drehte ich durch. Wirklich, Freunde, als ich diese Worte hörte, mußte ich es tun, ich wäre sonst geplatzt.

Wie bei Mondo nahm ich auch hier meine Faust. Und sie hämmerte gegen das Kinn des Anwalts.

Die Schwester stand daneben, wurde bleich und holte tief Luft.

Ich rieb mir die Hand, schaute die Krankenschwester an, nickte und sagte: »Das mußte sein meine Liebe…«

Dann drehte ich mich um und ging.

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 161 »Medusas Rache«